Bulgarien

BULGARIEN

БЪЛГАРИЯ

EIN REISEBUCH

VON

JOACHIM GERSTENBERG

MIT 64 BILDTAFELN

NACH ORIGINALAUFNAHMEN DES VERFASSERS

VERLAG BROSCHEK & CO · HANSESTADT HAMBURG

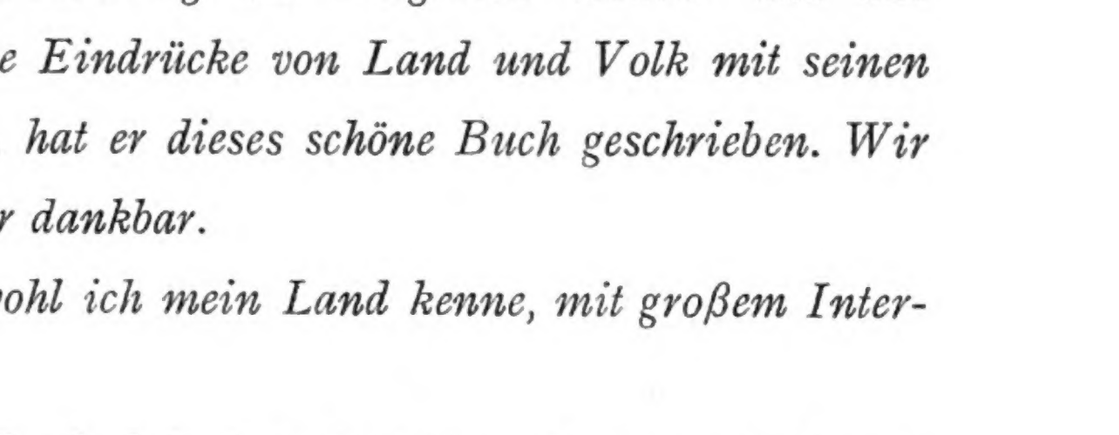
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1940 by
Broschek & Co., Buchdruckerei und Tiefdruckanstalt, Hamburg
Printed in Germany

Gewidmet

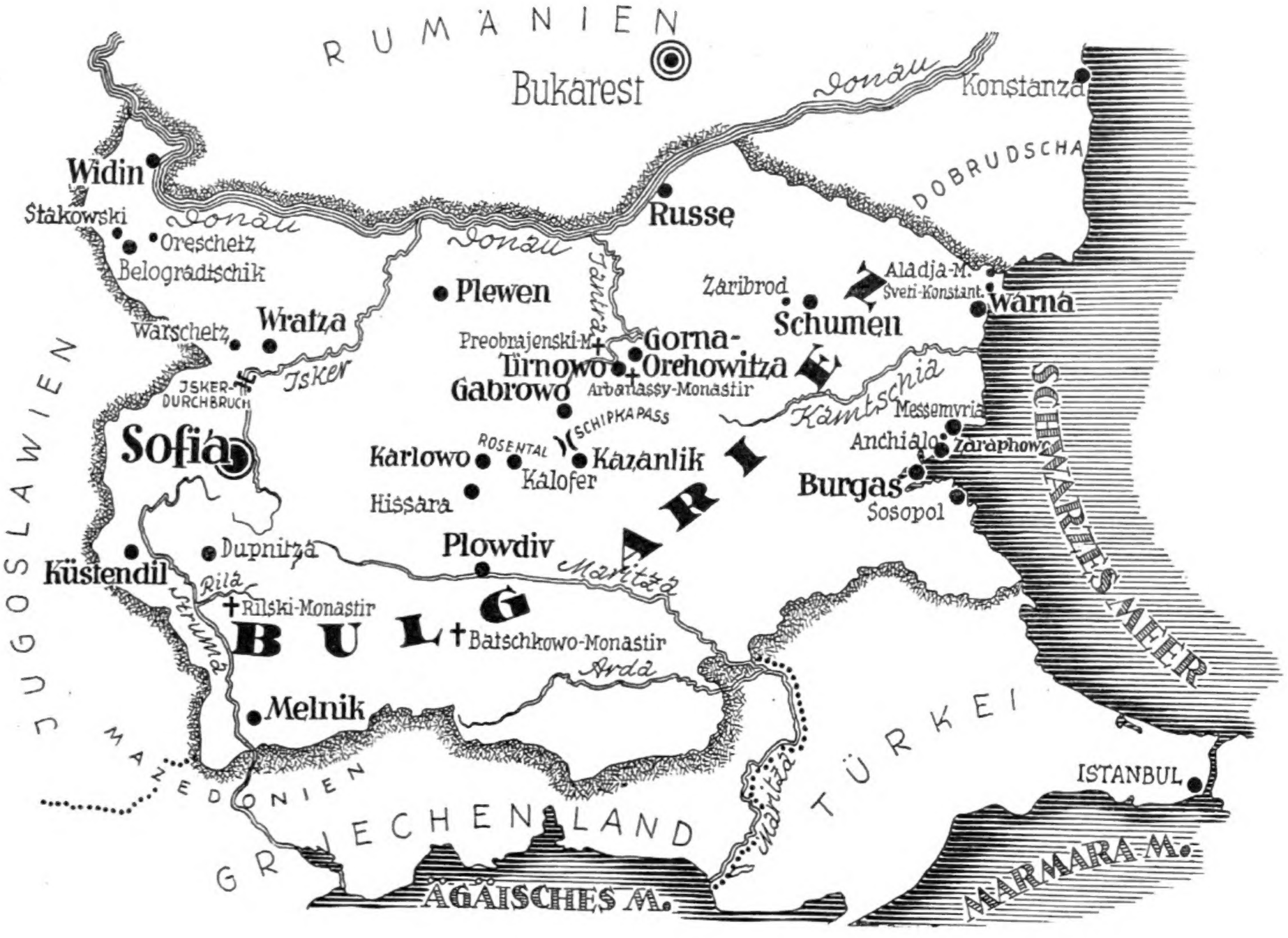
Seiner Majestät Boris III.

Zaren der Bulgaren

Bulgarien — ein landschaftlich schönes Land und ein arbeitsames, aufgewecktes, friedliches Volk, das seinen Heimatboden liebt und ihn mit Würde und Tapferkeit zu schützen versteht.
Die Welt kennt es gar nicht oder nicht genügend.
Herr Joachim Gerstenberg hat Bulgarien besucht und das Bedürfnis fühlend, seine Eindrücke von Land und Volk mit seinen Volksgenossen zu teilen, hat er dieses schöne Buch geschrieben. Wir Bulgaren sind ihm dafür dankbar.
Ich habe das Buch, obwohl ich mein Land kenne, mit großem Interesse gelesen.
Hoffentlich wird das Buch bei den deutschen Lesern nicht nur Interesse finden, sondern auch den Wunsch erwecken, Bulgarien persönlich kennenzulernen.
Solchen wünsche ich gute Reise und einen angenehmen Aufenthalt in Bulgarien.



Königlich Bulgarischer Gesandter in Berlin


RUMÄNIEN
Bukarest
Donau
Konstanza
DOBRUDSCHA
Widin
Russe
Stakowski
Oreschetz
Belogradtschik
Donau
Donau
Tundscha
Plewen
Zaribrod
Aladja-M.
Sveti-Konstant.
Warna
Schumen
Wratza
Warschetz
Preobrajenski-M.
Gorna-Orehowitza
Tirnowo
Arbanassy-Monastir
Gabrowo
Jsker
JSKER-DURCHBRUCH
SCHIPKAPASS
Kamtschia
Messemvria
Anchialo
Zaraphowo
Sofia
ROSENTAL
Karlowo
Kazanlik
Kalofer
Burgas
Sosopol
Hissara
SCHWARZES MEER
Plowdiv
Maritza
Dupnitza
Küstendil
Rila
Rilski-Monastir
Batschkowo-Monastir
Arda
Struma
Melnik
JUGOSLAWIEN
MAZEDONIEN
GRIECHENLAND
TÜRKEI
ISTANBUL
Maritza
ÄGÄISCHES M.
MARMARA-M.

BULGARIEN...

Ein unbekanntes Balkanland! Warum eigentlich?
Ist unserer einstigen Waffenbrüder Heimat schon vergessen, in der im Großen Kriege deutsche Truppen Quartier bezogen? Sind Berge, Flüsse und Täler des Balkangebirges, fast ausschließlich der Besitz der Bulgaren, etwa arm an Schönheit? Wären Tradition und Geschichte des bulgarischen Volkes unserem Verständnis so fremd? Oder gingen Handel und Kultur Deutschlands und Bulgariens gleichgültig jeder ihre eigenen Wege?
Das Gegenteil von alledem ist der Fall. Eine kleine, aber tapfere und disziplinierte Armee schützt das Land der „Preußen des Balkan", wie man die Bulgaren genannt hat. In den Gebirgen der Rhodopen, des Pirin und des Rilagebirges rauschen die Flüsse und raunen dieselben schwermütigen Weisen, die das Volk der Bauern daheim singt in ihren oft so armen Hütten. Lustig und hell stürzen die Bächlein zu Tal wie die lange Rundkette der Tanzenden, die an jedem Sonntag in Hain und Flur, auf dem Dorfe und den freien Plätzen der Städte die „Radschinitza" stampfen. Schöne alte Klöster bergen die Schätze alter bulgarischer Kultur. Millionen und aber Millionen von Rosen blühen im Mai und Juni im weltberühmten Rosental zwischen Karlowo und Kazanlik. Im Herbst brechen die Weinstöcke förmlich unter der Last herrlichster Trauben. Zwischen phantastischen kilometerweiten Steingebilden, über Bulgariens große Hänge und fruchtbare Wiesen treibt der Schäfer seine Schützlinge. Auf dem Lande wohnt ein hartes, arbeitsames, traditionsbewußtes Bauerngeschlecht. Und nicht zuletzt auch dieses: es ist die deutsche

Sprache, die man auch noch in kleinsten Städten findet, Bulgariens weitaus größter wirtschaftlicher Austausch vollzieht sich mit deutscher Industrie, mit deutschen Handelsfirmen.
Und gerade das historische Werden des bulgarischen Volkes ist es, das auch demjenigen, der nicht Parallelen zu konstruieren liebt, mancherlei Vergleiche aufdrängt. Hier wie dort entsteht nach einem anderthalb Jahrtausend wechselvollster Schicksale, nach Zeiten machtvoller Herrlichkeit, nach mancherlei Rückgang, Selbstaufgabe und Hörigkeit, nach erst geheimem Kampf weniger erlesener Geister um eine volklich und sprachlich geeinte Nation, um eine arteigene unabhängige Kirche, nach dem schließlichen Aufstand eines ganzes Volkes: ein Drittes Reich. Umgeben von Rassen verschiedenartigster Prägung, wie Deutschland in Mitteleuropa, so liegt Bulgarien im Mittelbalkan, eingebettet darin wie ein Herz. Beide — und das lehrt ein Blick auf die Geschichte — haben darin gelitten wie nur ein Herz.
Aus Asien, aus den Niederungen der Wolga kommend, nach der sie ihren Namen führen, erscheinen die turanischen Urbulgaren, zum ersten Male geschichtlich verbürgt im Jahre 679 unserer Zeitrechnung auf der Balkanhalbinsel. Alter, von jeher heiß umstrittener Kulturboden, das Reich Alexanders des Großen, wichtigstes Durchzugsland und Kornkammer des Römischen Imperiums, der Schauplatz der Hunneneinfälle unter Attila ist es, auf dem sie siedeln: ein hartes heidnisches Nomadenvolk, ohne Schrift und feste Gesetzgebung, mit religiösen Opferungen von Pferden und Hunden. Von den ersten bulgarischen Königen — den „Khans“ — Asparuch und Krum aus über Boris, der als Mitkämpfer Ludwigs des Deutschen zum ersten Male mit den Germanen in Berührung tritt und die Taufe der griechisch-orthodoxen Kirche von Byzanz annimmt, findet ein erstes bulgarisches Reich unter Zar Simeon dem Großen seine größte Ausdehnung und Macht. Seine Oberhoheit erstreckt sich weit nach Mähren hinein, im Süden tief nach Griechenland, mit Zugängen zu Meeren dreier Himmelsrichtungen, dem Adriatischen, dem Ägäischen und dem „Pontus Euxinus“, dem Schwarzen Meer. In dieser Zeit schaffen bulgarische Mönche, die heiligen Brüder Kyrill und Method, eine für das gesamte Slawentum hochbedeutende Tat: das slawische Alphabet. Es ist ihrer inneren Struktur nach etwa die Epoche Wulfilas bei den Goten.
Nach vorübergehender byzantinischer Herrschaft ersteht mit dem Jahre 1186 ein zweites bulgarisches Reich, voll von abwechselnden Erfolgen und Niederlagen. Mit dem Jahr 1396 stürzt auch dieses unter dem Ansturm der Türken. Und mit ihrer fünfhundertjährigen Gewaltherrschaft beginnt nun eine Leidenszeit ohne Beispiel für das bulgarische Volk. Der brachialen Gewalt der

Eroberer weicht allmählich trotz verzweifelter, immer wiederkehrender Empörung bulgarisches Nationalgefühl. Das Wort „Narod" (Volk) verschwindet schließlich ganz aus der bulgarischen Geschichte, wie endlich auch das Wort „Bulgaren" selbst. Der politischen Hörigkeit von Stambul folgt die Ausnutzung durch den griechischen Klerus der orthodoxen Kirche. Da ersteht in letzter Stunde die Rettung in zwei Männern: Otez Paissi, einem schlichten Mönch aus einem bulgarischen Kloster auf dem Athosgebirge, der mit seiner handgeschriebenen und bald immer mehr verbreiteten Schrift, der „Slawisch-Bulgarischen Geschichte" die Bulgaren, seine „gutmütigen arglosen Bauern und Hirten" zur Selbstbesinnung aufrüttelt: „Du, Bulgar, erkenne Deine Abstammung und Deine Sprache! Liebe Dein Vaterland! Warum, o Unvernünftiger, schämst Du Dich, bulgarisch zu denken und zu lesen? Was schaust Du nach Byzanz und fremder Art?" Und wie der Kampf „Vater" Paissis, so gilt auch derjenige seines Mitstreiters Neofit Boswelis, der nationalen Selbständigkeit, ein Kampf gegen die Verachtung und Ausnutzung des breiten Volkes durch die Machthaber, gegen immer neue Steuern, die in die nie vollen Taschen des Klerus fließen, gegen den Verkauf geistlicher Würdenämter . . .

Der Ruf der bulgarischen Reformatoren verhallt seitdem nicht mehr. Nach endlosem, immer wieder blutig unterdrücktem Kleinkrieg, unter Führung bis zum Letzten entschlossener politischer und glaubensmäßiger Märtyrer vollendet schließlich siegreich im neunzehnten Jahrhundert das bulgarische Volk seinen doppelten Kampf gegen das griechische Patriarchat und das türkische Joch. Mit den Jahren 1870—1872 wird den Bulgaren eine eigene national-bulgarische Mutterkirche mit eigenem Exarchat, die Jahre 1876—1878 bringen endlich die erste Etappe der politischen Befreiung: mit Feuersteinflinten, mit Äxten und Sensen, mit jenen später so berühmt gewordenen Kirschholzkanonen gehen die Aufständischen gegen das riesige osmanische Reich vor. Indessen: bulgarische Bauern- und Soldatenfäuste sind es, die die unvollkommenen Waffen bedienen. Und dahinter steht der durch nichts mehr aufzuhaltende Wille eines durch Jahrhunderte gepeinigten Volkes, nunmehr sich die Freiheit zu erstreiten — oder zu sterben. Ihre Kämpfe zusammen mit russischen Truppen, besiegeln am Schipkapaß das Ende der türkischen Herrschaft über Bulgarien. Doch die russische Freundschaft erweist sich bald als nicht dauerhaft: allein und im letzten Augenblick ohne die früheren Helfer führt kurz darauf Bulgarien seinen siegreichen Kampf nach Westen gegen Serbien. Unter dem Druck Rußlands muß der erste König des neuen bulgarischen Reiches, Alexander von Battenberg, den Thron verlassen. Dem Kampf gegen die russische Diplomatie, die am liebsten aus Bulgarien allmählich eine russische Kolonie machen will, gilt

das Wirken Stambulows und des Koburgers Ferdinand, der sich schließlich überraschend im Jahre 1908 in der alten Zarenstadt Tirnowo wieder zu einem bulgarischen Zaren ausrufen läßt. Da erschüttern noch einmal zwei Katastrophen ungeahnten Ausmaßes das werdende Reich: die Balkankriege 1912/13, die Bulgarien nach anfangs heiß erkämpftem Siege um die Frucht Mazedonien bringen und — der Weltkrieg, der es an der Seite der Mittelmächte findet und dessen unglückliches Ende dem schwergeprüften und erschöpften bulgarischen Volke nun auch noch die Kornkammer der Dobrudscha sowie Thrakien und damit den Zugang zum Ägäischen Meere raubt.

Doch das bulgarische Volk, das durch ein halbes Jahrtausend rücksichtslosester Unterdrückung im Innersten gleichwohl sein Nationalbewußtsein bewahrte, erweist nun wieder trotz allem seine aufbauenden Kräfte. Bulgarien begann sich endgültig das Wort eines seiner Söhne, Stojan Mihailowski, zu eigen zu machen: Wenn ein Volk aufhört, an Retter zu glauben, ist es gerettet. Einer der konstruktivsten Gedanken der unmittelbaren Nachkriegszeit, der Arbeitsdienst, wurde 1920 in Bulgarien geboren und in ihm als dem ersten Lande der Welt verwirklicht. Bulgarischer Fleiß und Sparsamkeit, soldatisches Pflichtbewußtsein und Disziplin, vereint mit friedlicher Politik gegenüber ehemals feindlichen Nachbarvölkern, dürften für absehbare Zeit Bulgarien den Bestand und die Achtung der Welt sichern.

Hand in Hand aber mit der wachsenden äußeren Sicherung Bulgariens geht eine neue und doch auch wieder stark im guten Alten wurzelnde Kultur. Bulgarische Stickereien und Webereien, bulgarische Malerei und nicht zuletzt bulgarische Musik finden wachsende Vorliebe gerade bei uns Deutschen.

*

Warum also immer noch: unbekanntes Balkanland?

Der Urheber der vorliegenden Aufzeichnungen und Bilder hielt es für zweckmäßig, diese Frage praktisch zu lösen und — einfach hinzufahren.

Er fand zweierlei: eine Erkenntnis für sich und eine allgemeine. Die erste bestätigte nur seine schon früher gemachte, daß nämlich abgrundtiefe und steinig-hohe, selten noch begangene Wege, in Schluchten verborgene Bauernhäuser ohne die Segnungen unbedingt allerletzter Zivilisation und ein nicht übertrieben hastiger Lebensstil mitunter einen unvergleichlich höheren

Reiz ausüben als etwa der Badebetrieb in Biarritz oder das Vergnügen so vieler, die die vorgeschriebenen Routen und „Sehenswürdigkeiten“ mit Baedeker und sechs Pferdestärken abgrasen. In dieser Beziehung fand er seine Wünsche weitgehend erfüllt.
Darüber hinaus aber fand er ein Neuland, das kennenzulernen er vielen wünscht. Er fand ein Volk gesunden zähen Bauerntums und in den Städten ein junges strebendes Geschlecht von angeborener Intelligenz und immer wieder in Erstaunen setzendem Bildungsdrang. Er fand ein Land, reich an Schönheit und geheimem Zauber, immer wieder gerade überraschend durch die Vielfalt seiner Landschaft: kräftige Bilder wilder Hochgebirge und Schluchten, sanfte Bilder fruchtbarer weiter Ebenen, Bilder von offenem Meer wie von undurchdringbaren Wäldern. Bilder eines Landes, das in seinem vielspaltigen Charakter ihm manchmal eine eigenartige Beziehung zur weit angelegten und zukunftsreichen Seele des Volkes herzustellen schien, das es bewohnt.
Schönes, unentdecktes Balkanland!
Kommt und seht selbst! Kommt und reist mit!

SOFIA

Wir setzen uns in Berlin am frühen Morgen in den Junkersvogel, — und schon nach einer Stunde trinken wir im deutschen Wien unseren Kaffee! Aus der verschlafenen Reichshauptstadt stößt die Maschine durch den Nebel und schwebt über dem schneeweißen Niemandsmeer der Wolken. Die Sonne, ein paar Handbreit über dem Horizont, läßt die Messingteile aufblitzen und blendet unsere Augen, nachdem wir uns zurechtgesetzt haben und in den Morgenzeitungen blättern. Dann, wie ganz unversehens, senkt sich die Maschine. Und schon schlängelt sich unten die Donau, nicht gerade schön und blau an diesem Morgen, aber doch nun heute auch hier: großdeutscher Strom. Und der gute alte Stephansturm steht da, und als wir auf dem Flugplatz Aspern ausrollen, grüßt nun auch hier heute das Dritte Reich mit Armen und Fahnen. Und dann hört man um sich auch schon die lieben alten Laute. Und ein Gesicht mit Rehaugen und einem Häubchen mit Lockerln sagt: „Bitt schön, wünschen der Herr an Schwarzen, oder wollens lieber an Gespritzten?“
Natürlich einen Schwarzen, was sonst? Aber schon nach ein paar Augenblicken liegt, ein Kilometer unter uns, wieder der Flugplatz, die halbausgetrunkene Kaffeetasse und der Lockenkopf. B'hüt di Gott!
Eine Stunde: Budapest. Fünf Viertelstunden: Belgrad. Überall noch einmal schnell einen Tee oder ein Schinkenbrot. Aber alles wird schon rasch ein wenig bunter, südosteuropäischer: die Städtchen, die Fähnchen, die Mädchen . . .
Und dann schließlich, um halb drei, schweben wir über sonnenübergossenen schneeigen Bergmassiven. Dort stürzen sie in die Tiefe, die „Schluchten des Balkan“, da, in der Ferne liegt

„Das Land der Skipetaren", — des alten lieben Karl May Büchertitel werden lebendig. Was würde er wohl jetzt mit seinem Hadschi Halef Omar sagen, wenn er sich mit seinem pfeilschnellen Roß „Rih" mit dem wundervollen „beiden Aladschi" und dem Steuereinnehmer von Üsküb herumzuschlagen hätte, während wir, noch viel pfeilschneller und bequemer, auf Sofias Flughafen Bojurischte landen . . .

Daß an dem Wort von den „Preußen des Balkan" etwas Wahres ist, das merkt man nicht nur an der höchst gewissenhaft und militärisch durchgeführten Paß- und Devisenkontrolle der soldatischen Beamten, sondern lehrt auch schon die Fahrt zur Stadt. Überall Ordnung und Disziplin, man bekommt sehr bald das Gefühl: dieses Volk nimmt es ernst mit sich.

Das heutige Sofia ist in großem Aufbruch begriffen. Der Stadtführer verweist in berechtigtem Stolz auf die gezeichnete Gegenüberstellung eines Sofia von 1880 mit seinen schmalen und krummen Gäßchen, einem größeren Dorf, mit dem heutigen Sofia und seinem gut zwanzigmal größeren Weichbilde. Mit 300000 Einwohnern ist Sofia heute die drittgrößte Stadt auf dem Balkan. Überall regt sich zielbewußtes Leben. Die großen neuen Bauten des Justizpalastes und der neuen Bank in mitteleuropäischer Repräsentation sind bald vollendet. Wohnhäuser und Hotels aus Stahl wachsen empor neben und über den alten armseligen Häuschen oder einer niedrigen Moschee. Europa siegt endgültig über Asien auf dem Balkan. In dem Hotel, in dem ich wohne und von dessen Fenstern man einen herrlichen Blick auf das schneebedeckte Witoscha-Gebirge hat, ist allerhöchster Komfort zu finden. Und es ist ein besonders eigenes Gefühl, auf den meisten Maschinen, Telephonen und Radioapparaten deutsche Firmennamen zu finden. Aber noch ein anderes — etwas paradox empfundenes — Element in Sofias Stadtbild bleibt festzustellen, das nicht aus ihm fortzudenken ist: das russische. Nicht nur die slawischen Schriftzüge allein sind es, die hier immer wieder an Rußland erinnern. Nach Russen heißen hier viele Straßen, so die repräsentativste Straße Sofias, der Boulevard Oswoboditel, in dessen Mitte sich auf großem Platze vor der „Sobranje", dem bulgarischen Parlament, das Reiterstandbild des „Befreierzaren" Alexander II. erhebt. So auch, nicht zuletzt, neben der alten, jetzt restaurierten Sophienkirche erbaut: die Kathedrale Sweti Alexander Newski mit ihren beiden im Sonnenschein hell strahlenden Goldkuppeln, die größte Kirche des Balkan. Dann die vielen „Phaëtons", die typischen bulgarischen Pferdedroschken mit den kleinen zottigen und doch so zähen Panjepferdchen und den knorrigen Kutschergesichtern, auf dem Kopfe den „Kalpak", die bulgarische Lammfellmütze, genau so wie man sie sich etwa von Gogols „Toten Seelen" her vorstellt.

Dann der für die Hauptstadt so charakteristische Nachmittags- und Abendbummel auf dem „Zar Oswoboditel", auf dem sich ganz Sofia trifft, mit den zahlreichen Schülern und Studenten in ihren Uniformen, schief auf dem Kopfe die bunte Mütze. Wahrlich, alles das hat man schon irgendwo einmal bei Dostojewsky gelesen oder etwa auf der Bühne gesehen, in Tschechows „Kirschgarten" oder bei Tolstoi. Und so möchte man, wenn man zudem, um eine Straßenecke kommend, plötzlich zwischen zwei Häuserreihen die Bergeszüge der Witoscha oder die fernen des Balkan, der „Stara Planina" auftauchen sieht, diese Stadt — aber das bleibt natürlich nur eine ganz äußerliche Impression — nennen: ein russisches Innsbruck . . .

Als gewissenhafter Mensch kauft man sich, wenn man in eine Stadt kommt, zunächst einen Stadtplan und muß „erst einmal alles kennenlernen". Sehr lange dauert das allerdings hier nicht. Alle wesentlichen öffentlichen Gebäude gruppieren sich in der Stadtmitte. Post, Ministerien, die Nationalbank, die wesentlichen Hotels, — alles ist hier eigentlich immer „gleich um die Ecke". Mitten aber in allem liegt das Schloß, wie eine kleine mitteldeutsche Residenz. Zar Boris III., Bulgariens junger König mit Königin Joanna, einer Prinzessin aus dem italienischen Königshause, wohnen hier mit ihren zwei reizenden Kindern. Diese Königsfamilie — so kann man nach den vielen Anekdoten sagen, die über den liebenswerten König immer wieder erzählt werden — wohnt nicht nur im Herzen der Stadt und des Schlosses. Sie hat noch eine andere, sehr fest gegründete Stätte: im Herzen des ganzen bulgarischen Volkes . . .

Sehr anregend sind dann natürlich auch die Besuche in den bulgarischen Speisehäusern, die oft Speisekarten in bulgarischer und deutscher Sprache aufweisen, allerdings zu meiner großen Erheiterung in einer etwas verbalhornisierten. Da gibt es „Kalbskorlet" (Kalbskotelett), „Hirn paniest" (paniert) und „Rüchrier" (Rühreier). Als der Ober erfährt, daß man aus Berlin kommt, weist er stolz auf ein Gericht, das unter der Flagge „Aissbain" segelt, und siehe da: es stellt sich heraus, daß das Eisbein heißen soll. Den Glanzpunkt aber bildet „Kebabtsche", kleine Rostwürstchen, neben der Nationalspeise, den Bohnen, ein vielgegessenes Gericht in Bulgarien, dazu eine „Slivovitza", der berühmte balkanische Pflaumenschnaps, zu dem wegen seiner starken Konzentration immer noch ein kleines Schälchen mit dreierlei Salat gereicht wird. Kostenpunkt alles zusammen etwa 10 bis 12 Lewa (30 bis 40 Pfennig). Für 15 Pfennig mehr bekommt man dann noch gut und gern eine Karaffe schönen bulgarischen Wein! Das Essen im Bauernland Bulgarien ist sehr billig: wenn man die ersten Preise auf den Speiselisten liest, dann denkt man tatsächlich zuerst, es wären lauter Lügen.

Urwüchsig und bunt ist das Treiben an den Markttagen: alles wird feilgeboten, die Nationalgemüse Knoblauch und Paprika, Fleisch, lebende Schweine, Hühner und Eier in rauhen Mengen, Kleider, Hosen, Schuhe, Spielsachen, holzgebranntes Inventar, alter Schmuck. Mit balkanischer Lebhaftigkeit und Stimmen, bei denen einem Angst werden könnte, wird alles ausgepriesen und wenig gekauft, — indessen nur immer nach dem obligatorischen „Herunterhandeln". Wer Glück hat, kann auch den Tag des „Dienstbotenmarktes" erwischen, der zweimal im Jahre stattfindet. Die Bauersfrauen von weither bringen dann ihre meistens noch sehr jugendlichen Töchter, halbe Kinder, in die Hauptstadt, um sie zu verdingen.

Im Zigeunerviertel Sofias, in dem dank der spartanischen Zucht der bulgarischen Polizei mustergültige Ordnung herrscht, befindet sich ein Unikum: ein „Zigeunerkabarett", — von A bis Z alles aus „Zigeunern": das „künstlerische Personal", bestehend aus wirklichen Virtuosen der Fiedel, aus Tänzerinnen und Sängerinnen echtester Prägung wie aber auch — das Publikum. Nur ab und zu finden Sofioter den Weg zu dieser von filmechtester Romantik umwitterten Vergnügungsstätte. Es wird empfohlen, nicht später als ein Uhr nachts — also mitten im „Programm" — zu gehen, da dann in der Regel einige Meinungsverschiedenheiten unter dem eifersüchtigen Völkchen einsetzen, denen der rechte stimmungsgemäße Nachdruck vielleicht mit den Messern verliehen zu werden pflegt. „Zum Familienrestaurant Eine Zigeunerin" prangt traulich über diesem Etablissement . . .

Einsam, unbesucht, eingezäunt und etwas unheimlich liegt die Moschee in Sofia. Aber kaum einen Gläubigen gewahrt man mehr hier, kein Muezzin erscheint oben auf dem schlanken Minarett, um zum Gebet zu rufen. Nur ein paar alte Glühbirnen baumeln von oben herunter, wie Schnürchen eingetrockneter Rosinen. Mitten unten vor dem Eingang steht, beschützt von einem Eisengitter, ganz wie ein Tiroler „Marterl" jetzt ein prosaischer Meßapparat. Eine Tafel davor fordert alle Passanten — Moslem, Juden, Christen — auf, gegen Einwurf von zwei Lewa die Ausmaße von Gewicht und Ausdehnung ihres Körpers feststellen zu wollen. Nein, mit der Türkenherrschaft ist es hier nun endgültig vorbei!

Der erste bulgarische Tonfilm, der gerade jetzt unter ganz großem Zuspruch gegeben wird und den ich mir ansehe, spielt in der Unterdrückungszeit. Er heißt „Strachil Woiwoda" — der „Alte Woiwode", — ein wenig „Tom Mix" vielleicht noch, aber im großen und ganzen prachtvolle Aufnahmen ohne Atelierkulissen, und vor allem selbständige schauspielerische Gestaltung ohne Anlehnung an amerikanische Vorbilder. Das Publikum geht außerordentlich beteiligt mit.

Atemlose Stille und emporgereckte Hälse bei allen für die Bulgaren kritischen Augenblicken, spontaner, phrenetischer, minutenlanger Beifall, wenn die Türken eins aufs Dach kriegen. „Komm her, es ist nichts", sagt die für ihr Vaterland zu Tode getroffene Heldin, die Worte werden mir ruckweise von meiner freundlichen Sitznachbarin verdolmetscht. Dann aber — mit den Augen einer sterbenden Hindin —: „Du sollst deine Hände auf mein Herz legen . . . Begrabe mich oben auf dem Balkan... Wo wir immer so glücklich waren... Leb wohl...!"

„Bulgarien ist noch ein kleines Kind — aber ein gesundes!" sagt mir einer von diesen gescheiten Bulgaren hier, als wir an einem Maitag durch den wundervollen „Borissova Gradina", das „Boris-Wäldchen" wandern, den Tiergarten-Grunewald der Sofioten (oder Sofianer, — man kann das auch hier nicht so genau wissen). Es ist ein so schöner lauer, duftender Balkantag, an dem die Frühlingssonne endlich, nach kaltem regnerischem April, voll und warm die städtischen Anlagen beehrt. Alles ist wie eine symbolische Unterstützung für das, was mein Begleiter sagt. Die Kinder, Bulgariens Stolz, spielen auf den Wegen, auf den Bänken sind Gruppen von Schülern in ihre Lehrbücher vertieft. In den hohen Fliederbüschen brummen die Bienen und aus weiter Ferne, droben hinter den plätschernden Fontänen, klingen schwermütige alte bulgarische Volksweisen zu klagenden Klängen eines Dudelsacks. Oben aber am blauen Himmel der dünne verblassende Halbmond, auch er symbolhaft: die verschwindende türkische Sichel, die Tausende von Malen bulgarisches Blut erntete. Kurz, es war um uns her, als wollte alles sagen: Es wird alles einmal wieder gut.

„Bulgarien ist noch ein kleines Kind, vielleicht" (mit einem kleinen Lächeln), „schon sogar leider etwas in den Flegeljahren. Sie gehen jetzt hinaus zu unserem armen Volk, in unser schönes Land. Sie werden selbst sehen und Sie werden urteilen. Sofia ist ja nicht Bulgarien. Nach Sofia strömt jetzt zunächst einmal alles. Ich weiß, daß noch lange nicht alles hier so ist, wie es sein könnte. Aber sehen Sie unser kleines fruchtbares Land arbeiten, wie es sich müht und quält, wie es schuftet und spart. Gehen Sie zu unseren Bauern, wie anspruchslos sie leben, wie sie säen und ernten! Gehen Sie in unsere Schulen, mit welcher Verbissenheit wir alles nachholen, was ein halbes Jahrtausend bitterster Knechtschaft uns zu lernen versagt hat! Hören Sie unsere Musik und gehen Sie zu unseren Malern! Sehen Sie dann selbst, ob nicht alle diese gesunden Kräfte doch einmal das schaffen werden, was die Besten unter uns durch die Jahrhunderte hindurch erflehten und erträumten: ein kleines, aber gesundes, glückliches, arbeitsames, sauberes bulgarisches Volk!"

Es soll geschehen.

BELOGRADTSCHIK

„Sofia ist nicht Bulgarien."

Hinaus geht es zunächst zu der äußersten Nordwestecke des Landes nach den Zauberfelsen von Belogradtschik.

Die Eisenbahnfahrkarte bester Klasse, die die Bulgaren in so netter Weise zur Verfügung stellen, enthält für den der Sprache und Schrift bislang Unkundigen so viele Rätsel, daß man den Zug nur mit einiger Zaghaftigkeit betritt. Aber die große Bereitwilligkeit, mit der in der Hauptstadt jedem Deutschen weitergeholfen wird, bewährt sich auch in der Provinz, obwohl die deutsche Sprache trotz teils obligatorischen Deutschunterrichtes nicht in der allgemeinen Weise verbreitet ist wie in Sofia. Indessen findet man in jeder großen Stadt oder auch größeren Ortschaft immer einen Vertreter der Bulgarisch-Deutschen Kultur-Vereinigung, meistens einen Arzt oder den „Kmet" (Bürgermeister), der in Deutschland studiert hat und sofort den Führer macht. Gleich in Wratza, einer ersten Zwischenstation, vermittelt mir der freundliche Schulrat des Kreises einen anschaulichen Eindruck von dieser so hervorstechenden Eigenschaft des Bulgaren: seinem ungeheuren Bildungsdrang, nein -hunger. Schon vorher, wenn der Zug aus einer kleinen Ortschaft herausrollte, konnte ich oft kleine Gruppen von Knaben an den Bahnböschungen sehen, die die Reisenden — um gelesene Zeitungen bitten. Sie werden ihnen bereitwilligst und so wie ein ganz selbstverständlicher Tribut herausgeworfen.

Bulgarien ist das klassische Land der Schulen. Die Schule ist das repräsentabelste Gebäude, fast eine Art Heiligtum auch in der kleinsten Ortschaft. Es wird gern und mit solidarischem Eifer gelernt. In Wratza hat man gerade — „Nemski" (Deutsch). Ein putziges Gefühl ist es, als man die kleinen rot gewordenen Köpfe der Jungen und Mädel sagen hört:
„Ja, ich cha—be ein—nen Vattr."
„Der Vattr von mein—nem Vattr ist mein Groß—vattr."
„Ja, ich liebe sehrr mein—ne Muttr."
Eine heitere Zwischenepisode betreffend deutsch-bulgarische Sprachverständigung bringt mein Besuch im kleinen Badestädtchen Warschetz. Dem liebenswürdigen Badearzt, den ich bei dem hier so beliebten Brettspiel treffe,— stundenlang knallen oft in den Gasthäusern die Steine der schweigsamen Spieler auf das Holz — sage ich mein Sprüchlein vom schreibenden Pilger her. Man denkt zunächst, es handele sich um einen Akquisiteur für Zeitungen und zeigt sich nicht unbedingt erbaut. Bald aber klärt sich das Mißverständnis auf und wird bei zahlreichen „Slivovitzen" in wirklich übertrieben reichlicher Weise „begossen".
In der kleinen Ortschaft Oreschetz verlasse ich den Zug, um mit dem Wagen nach Belogradtschik zu kommen. Zu dem wirklich lächerlichen Fahrpreis von 25 Lewa — etwa 75 Pfennig — miete ich mir einen zweispännigen Phaëton, und im leichten zerbrechlichen Wägelchen, hinter dem breiten Rücken des kalpakgeschmückten Kutschers geht es zunächst auf endlosen Serpentinen hinauf ins Gebirge. Trotz des schönen Frühlingstages ist es doch empfindlich kalt, und der mir freundlichst geliehene dicke Schafpelz — ein Gewicht von guten zehn Pfund — tut willkommenen Dienst. Wolkenfetzen jagen über den Kamm, der nach anderthalb Stunden erreicht ist. Da bricht die Sonne durch, und mein Rosselenker deutet mit dem Peitschenstiel, einem verklärten Gesicht und einem „Tuka!" (Dort!) auf seine einzigartige Heimat. Eine kleine Stadt, angeschmiegt an eine bizarre hochgetürmte Felsengruppe, in ihnen eingebettet Überreste mächtiger Befestigungsruinen und dahinter, so weit das Auge reicht, wie aus einem Meere auftauchend, immer wieder: Felsen, Felsen, Felsen; hinten in weiter Ferne die schneebedeckten westlichsten Ausläufer der Stara Planina, des Balkan, darüber ein Meer treibender Wolkengebilde, — so zeigt sich im Nachmittagssonnenschein Belogradtschik. Man glaubt, ein Zauberer hätte mit Riesenhand diese ganze phantastische, überwältigende Theaterdekoration hingeworfen. Noch einmal geht es eine sanfte Neige hinab, und dann rasselt in verdreifachtem Tempo — alle bulgarischen Kutscher legen beim Endspurt diese Ehre ein — unter Peitschenknall und

Steingepolter das Wägelchen hinein ins Städtchen. Zunächst habe ich Pech, die beiden Einwohner, an deren Adressen man mich gewiesen, sind augenblicklich nicht in Belogradtschik. Eine Verständigung ist nicht zu erzielen. Ziemlich ratlos lasse ich mich an „das" Hotel rasseln, Hotel Rodina, um mir bei der umfangreichen Wirtin und deren Gatten Quartier und etwas zu essen zu verschaffen. Verzweifeltes Lächeln, endlose Versuche, sich durch die Zeichensprache zu verständigen, als plötzlich eine deutsche Stimme hinter mir sagt: „Guten Tag! Womit kann ich Ihnen helfen?" Ein breites lachendes Gesicht gehört einem Mann, der sich freut, mir Rat und weitgehende Unterstützung angedeihen zu lassen, was dankbar angenommen wird.

Jiwko Kowatschew liebt zwei Dinge auf der Welt: seine wundersame Heimat mit seinem Haus, seiner Frau, einer freundlichen Wienerin, seinem netten Jungen und — Deutschland, wo er Baufach studiert hat. Deutsche Bücher sich zu besorgen, hat er sich manchen Lew abgespart: in der „guten Stube" dieses Bulgaren in einer kleinen Ortschaft ohne Eisenbahnverbindung mitten im Balkan, ist ein Bücherschrank, gefüllt mit Goethe, Raabe, Hebbel, einer „Deutschen Geschichte". Von beiden, seiner Heimat und Deutschland, spricht er, während er mich an diesem Tage und an den nächsten Tagen als getreuer Mentor herumführt, immer wieder. Nur manchmal legt er eine lange Schweigepause ein, damit ich, wie er sagt, auch alles recht in mich aufnehme. Und wahrlich: diese ganze Wunderwelt aus rotem Sandstein, auf die man bald aus schwindelnder Höhe herabschaut, vom „Mislin Kamak" etwa, dem „Felsen des Nachdenkens", aus deren Tiefe voll weidender Schafe man dann wieder die Augen heraufgleiten läßt zu sechzig und achtzig Meter steil heraufragenden Felsgebilden voll grotesker Figuren — wie die der wirklich verblüffenden „Madonna mit dem Kinde" —, alles das mutet an wie eine breite, steingewordene Dichtung voll von balladesker schwermütiger Größe und doch auch wieder voll romantischer geheimer Süße.

Und so ist es denn auch in der Tat. Auch dieses Paradies kennt, wie so manches Stück bulgarischer Erde, der Tränen und des Blutes viel. Von mancherlei vergangener Not und Qual erzählt mir Herr Kowatschew. Droht doch noch immer in mahnender Erinnerung die alte wohl ehemals uneinnehmbare Türkenfestung von Belogradtschik herab. Hier ist die Stelle, wo eine Reihe von Empörern vom Festungswall — herabgestürzt wurde. Immer wieder hört man es: da und dort wurden Bulgaren gefoltert oder hingerichtet. Da ist, bei dem kleinen Orte Falkowetz, ein „Felsen der Jungfrau", von dem herab einstmals ein bulgarisches Mädchen, verfolgt von einem türkischen Liebhaber, sich herabstürzte. Ihr Bruder rief die Bewohner des Heimatortes

zum Aufruhr. In der Nacht, die folgte, wurde der Ort angezündet und geschleift, alle männlichen Bewohner getötet, die Frauen fortgeführt . . .

Am Sonntag, an einem Orte in der Umgegend von Belogradtschik, dem kleinen, ach! wie armen Stakowtzi, stampft wie überall in Bulgarien der lange Rundtanz der „Radschinitza". Es gibt nichts Bulgarischeres als diesen Tanz: zum klagenden Klang einer Art Dudelsackes diese lange Kette der Burschen und Mädchen, fest Hand in Hand im großen Kranze, ein Ziehen mit der linken, ein unaufhörliches Stoßen mit der rechten Hand, immer weiter, immer mehr — immer mehr, immer weiter, ein Werfen der Köpfe, ein Wogen der Busen, ein starkes plötzliches Stürzen in das Knie, ein Wieder-auf, ein Immer-weiter, ein Immer-mehr, manchmal zwischendurch ein starker Schrei, mitunter klagend und verzweifelt, mitunter wieder im Triumph, — wild und einfach, schwankend zwischen verhaltener Scheu und plötzlichem Trieb, — es gibt nichts Bulgarischeres als diesen Tanz . . .

Und wie bulgarisch hier in Stakowtzi auch die alten Männer, jene Hundertjährigen, mit denen Bulgarien so reich gesegnet ist! Es sei, so hatte man mir schon vorher mit Stolz verkündet, das klassische Land der meisten Greise über hundert Jahre. Eine spartanische Lebensführung, der Joghurt, der bulgarische Käse Kaschkaval, wenig Fleisch seien die Gründe für einen so merkwürdigen Rekord. Und gesund, wahrhaft urgesund sehen alle diese Uralten noch aus, zu denen mich der Pope des Ortes, hoch zu Roß auf zottigem Schimmel, bringt. Knorrige alte Eichenstämme, sitzen sie in der Sonne vor dem Wirtshaus in Gruppen beisammen. Noch glimmt in diesen harten Augen das alte Feuer, noch spürt man am markigen Händedruck die zähe muskulöse Kraft bulgarischer Bauernfäuste, die neunzig Jahre lang und mehr den Pflug führten, Dreschflegel und Äxte gegen die Unterdrücker schwangen, den schwarzen Büffel zähmten . . .

In dem überaus charakteristischen Nordwestzipfel des Landes, im Westen hart die jugoslawische, im Nordosten die rumänische Grenze, liegt an der Donau die alte Römerfeste Widin, die ich besuche, nachdem sich Auge und Kamera vom zauberhaften Belogradtschik losgerissen haben. Trutzig spiegeln sich die Türme der „Baba Wida" in den Wogen. Moschee, Bibliothek und Grabmal künden vom türkischen Anführer der räuberischen „Kardjali" Paswantoglu, der Stambul trotzte, sich selbst zum unabhängigen Pascha machte und bis zu seinem Tode behauptete.

Zurück geht es wieder nach Sofia. Denn „Welik Den" steht vor der Tür, der „Große Tag" — Ostern. Es lockt, die festlichen Tage in Bulgariens berühmtestem Kloster zu verbringen, im Rila-Kloster : Rilski-Monastir.

OSTERN IM RILA-KLOSTER

Am Karfreitagmorgen breche ich auf.

Überall an den Bahnsteigen festliche Menschen in ihren schönen bulgarischen Trachten. Sonne, Frühling, Fruchtbarkeit in Auen, Tälern und Gebirgshöhen. In weitem Bogen hält sich lange der Zug in respektvoller Entfernung des schneebedeckten Witoscha-Gebirges.

Alles atmet förmlich den Zauber des Karfreitagmorgens, — selbst die „Kebabtscheta" scheinen es zu tun, jene wundervollen bulgarischen Rostwürstchen, die noch einmal so gut zu duften scheinen als sonst, und auch so schmecken, und die überall für zwei bis drei Lewa zu haben sind.

Bald, hinter Dupnitza, wo ich mich einer Gruppe fröhlicher Studentinnen aus Jugoslawien anschließe, geht es auf einer Art Spielzeugeisenbahn hinauf in das Tal, den rieselnden Rilafluß stets zur Seite. Immer steiler wird der Weg, immer schwerer hat die kleine fauchende Maschine zu arbeiten, der Wald zeigt immer weniger Grün. Wir sind 1100 Meter hoch.

Und da liegt es denn endlich, eingebettet zwischen den Bergriesen, den schneebepuderten Häuptern, wie eine Festung mit seinen steil emporragenden Wänden, und doch friedlich, das schönste und reichste Kloster des Landes: Rilski-Monastir.

Die allerersten Urkunden seiner Gründung durch den Heiligen Ivan Rilski sind verschollen. Wiederholt von albanischen Scharen verheert, von den Wechselfällen der Unterdrückungszeit gefährdet, brannte es 1833 fast völlig nieder. Wie ein Mann erhob sich damals das ganze bulgarische Volk zu seiner Wiedererrichtung.

Eine eigenartige feierliche Atmosphäre umfängt sofort den über holpriges Pflaster eintretenden Wanderer. Langbebärtete Mönche rüsten in den Strahlen des scheidenden Tages zu den letzten Vorbereitungen der Karfreitagsmesse. Auf den Stufen der dreikuppeligen Klosterkirche inmitten des Hofes, in den Wandelgängen des fünfeckigen Massivs der Klostergebäude liegen die von weither in ihren Büffelwagen herbeigeströmten Bauern mit ihren Familien. Geduldig erwarten sie den Augenblick, wenn die ersten Hammerschläge an das hölzerne Glockenbrett den Beginn der heiligen Handlung künden werden. Geschäftiges und doch wieder stilles Treiben allenthalben, nur das Klappern der Füße auf den breiten Holztreppen, die ringsherum zu den fünf Stockwerken der Zellen, den großen Unterkunftsräumen und Refektorien hinaufführen. Denn eine ungeheure Anzahl von Menschen vermag Rilski-Monastir in seinen Mauern zu beherbergen, — „das Kloster der Viertausend" hat man es genannt. Im Sommer sind es oft noch mehr, die dort Schutz und Ausruhen suchen.

Mit herzlich-würdevollen und doch wieder leicht scherzenden Worten, bei einer Tasse Kaffee, einem Zwieback und dem landesüblichen „Sladko" — einem Schälchen voll süß eingezuckerter Frucht mit einem Glas Wasser — werden wir vom „Igumen", dem Abt, willkommen geheißen. In seinem Amtszimmer sitzen oder stehen wir — etwa vierzig Menschen — eng an eng und werden dann in unsere Zellen geleitet. Die meine, in der ich nun etwa acht Tage zubringen werde, ist geradezu luxuriös: elektrisches Licht, ein schöner großer holzgetäfelter Raum mit großem Fenster ins schöne Rilatal hinunter, ein für diese Gebirgseinsamkeit recht passables Bett, eingelassene Schränke, ein besonderer Vorraum mit fließendem eiskaltem Wasser, von dem aus auch mit riesigen Kloben Holz der Ofen der Zelle geheizt werden kann.

Inzwischen ist der Abend vollends hereingebrochen. Ernste Glockenschläge haben den Beginn der heiligen Handlung unten angezeigt. Mit Photoapparat und Blitzlicht — man hat mir, eine große Seltenheit, erlaubt, Aufnahmen zu machen — betrete ich die Klosterkirche.

Im feierlichen Halbdunkel der fast überfüllten, nur durch die Kerzen der Versammelten erleuchteten Kirche die in ihrem höchsten Ornat prangenden Priester und Mönche. Dicht an dicht, ein jeder seine Kerze in der Hand, die schweigende Menge der Andächtigen: Bauern, Soldaten, Frauen, kleine und allerkleinste Kinder auf dem Arm, aber auch wieder mit einer gewissen städtischen Eleganz Gekleidete, umstehen das unter viereckigem Epitaph ruhende Abbild des zu Grabe getragenen Christus. Nach der langen und langsam in Rede und Wechselgesang vorgetragenen Lesung geht die große Prozession vor sich, erst zum Kuß des Heiligenbildes und

dann zum Igumen. Jedem einzelnen erteilt er seinen Segen und, aus großer Schale, den Osterstrauß aus frischen Blumen.

Plötzlich eine mit der Hand fortwinkende Bewegung des Abtes zu mir. Ich bin noch nicht lange genug in Bulgarien, um mich gleich daran zu erinnern, daß hier eine „fortwinkende" Handbewegung gerade ein „Komm her!" bedeutet — so wie ein Kopfschütteln gerade, umgekehrt wie bei uns, ein „Ja". Ich denke zunächst, daß wohl mein Photographieren unerwünscht ist. Aber schon schieben mich freundlich lächelnde Mönche in die Richtung zum Abt. Aber auch dann noch zögere ich. Da verläßt der Igumen seinen hohen Stuhl und gibt mir, dem Fremden, ebenfalls mit freundlichem Lächeln, ein, zwei und immer noch einen: fünf Sträuße in die Hand . . .

Drei Stunden etwa dauert die ganze Zeremonie, die schließlich ihren Abschluß findet, indem das Epitaph in feierlichster Prozession dreimal um die Kirche getragen wird. Geführt vom Abt und den weihrauchschwingenden Priestern zieht der lange phantastische Lichterzug durch die kalte schweigende Nacht und kehrt dann noch einmal zum Abschiedssegen in die Kirche zurück.

Nach den bewegenden Eindrücken dieser nächtlichen Stunden empfängt mich anderntags der Ieromonach[1] Kliment in seiner Zelle. Die hohen Festtage nehmen natürlich alle unverhältnismäßig stark in Anspruch. Ihre hohe Bedeutung zusammen mit der siebenwöchigen Fastenzeit, in der kein Fleisch, keine Milch, kein Käse verzehrt werden darf, nur Obst, Brot und Bohnen, — prägt sich auf allen Gesichtern aus, — und doch nimmt sich Pater Kliment des Fremden bereitwillig an und erteilt Auskunft bei einer Zigarette und einer Tasse eigenhändig bereitetem Kaffee. Voll Erstaunen bemerke ich an den Wänden der Zelle dieses außergewöhnlich klugen Mannes, eines Russen, Bücherborte nicht nur voll mit kirchlichen Handschriften und theologischen Folianten, sondern auch eine große Anzahl philosophischer und juristischer Werke der verschiedenen Weltsprachen, deutsche Geschichtswerke, Hitlers „Mein Kampf", Rosenbergs „Mythus" . . .

Die eigentliche große Osterzeremonie der Auferstehung beginnt dann am Sonnabendabend um halb zwölf Uhr. Wieder flutet eine große Menge durch die Kirche, heute vollends im Dunkeln. Nach der einleitenden Liturgie drängt sich alles zum Igumen. Von ihm als dem einzigen im

[1] Ieromonach = Heiliger Mönch, Klosterpriester

dunklen Raum mit brennender Kerze empfängt erst einer, von diesem ein anderer, und nun immer mehr und mehr die heilspendende Flamme, — es ist die Lichtgebung durch den Abt. In wenigen Minuten erstrahlt der hohe Raum von vielen Hunderten von Kerzen.

Pünktlich um zwölf Uhr setzen von hoch oben die Glocken ein. Ein leiser Chor: „Christos woskrese — Christ ist erstanden!“ Immer wieder verkünden es nun weihrauchspendende Priester der Menge: „Christos woskrese — Christ ist erstanden!“ Immer wieder wird ihnen die Antwort, halblaut, freudig und leise: „Woistinu woskrese — Ja, er ist wirklich erstanden!“ Dann zieht die ganze Menge unter Führung des Abtes aus der Kirche, in der, verlassen und in Dunkelheit, nur ein einziger Mönch zurückbleibt. Die Kirchentür wird geschlossen. Nach altem Brauch wendet sich der Abt nun zu ihr zurück und klopft verkündend an: „Christos woskrese!“ Der zurückgebliebene Mönch, die Rolle des Teufels verkörpernd, versagt den Eintritt. Noch einmal klopft der Abt: „Christos woskrese!“ Noch einmal wird der Eintritt versagt. Zum drittenmal klopft nun der Abt ein lautes „Christos woskrese!“ Da, — die Tür springt auf. Der Teufel ist verschwunden. Die Menge drängt nun, ein einziges Meer voller Kerzen, wieder in die Kirche hinein. Durch die nur während der Osterfeierlichkeiten geöffnete mittlere Tür des Altars schreitet die Priesterschaft ins Allerheiligste, tritt wieder aus ihm hervor und zelebriert bis zum frühen Morgen. Christ ist erstanden!

Nur wenige Stunden des Schlafes verbleiben bis zum Abschluß mit der großen Feier des Ostersonntags.

Um zwölf Uhr haben sich alle Priester und Mönche in der Wohnung des Abtes versammelt und erhalten dort von ihm ihr Ornat, in dem sie gemeinsam in langem Zuge zur Kirche ziehen. Die Vesper beginnt.

Nochmals wird heute die Auferstehungsgeschichte verlesen, zunächst durch den Abt in altbulgarischer, der sogenannten kirchenslawischen Sprache. Inzwischen haben sich die dazu ausersehenen Priester und Diakonen in Abständen von etwa sechs Meter zu beiden Seiten des Hauptschiffes der Kirche verteilt und verlesen das Evangelium nacheinander in Abschnitten in verschiedenen Sprachen: Lateinisch, Griechisch, Englisch, Deutsch, Französisch, Serbisch, Türkisch, Russisch, Rumänisch, Arabisch, Armenisch: Gehet hin in alle Welt . . . und lehret alle Völker . . . Nach der Lesung kehrt jeder einzelne zurück zum Igumen, der, mitten vor der Altartür stehend, unter wechselseitigem Kuß und der Bekreuzigung das Buch wieder in seine Hände zurückempfängt.

Den endgültigen Abschluß findet die Zeremonie und damit der hohe Tag mit dem „Poklonenie", der „Großen Begrüßung", dem Bruderkuß vor der Kirche im Freien. Erst zwischen allen Mönchen gewechselt, besiegelt dann der Kuß zwischen jedem einzelnen aus der vielhundert köpfigen Menge und dem Igumen die Gemeinschaft im griechisch-katholischen Glauben.

Dann winkt mir der Abt, mit der ganzen Bruderschaft zusammen das heilige Ostermahl im Refektorium einzunehmen. Als einziger Laie fühle ich mich nun doch etwas unbehaglich unter soviel Soutanen. Indessen hilft verständnisvolle Nichtbeachtung meiner Befangenheit und immer wieder der erhobene Pokal mit schönem rotem bulgarischem Wein — dem „Tscherweno wino" —, ein freundliches Zunicken mit einem „Nasdrawe!" (Zum Wohl!) darüber bald hinweg. Nach einer Suppe wird außer dem Wein das Osterlamm gereicht, dazu schönstes weißes Brot und eine Speise. Vor dem Platz eines jeden liegen bunte Ostereier. Während des ganzen Essens verliest in einer Ecke des großen Raumes, von einer kleinen improvisierten Kanzel herab, einer der Brüder die Legenden des Gründers des Klosters Sweti Iwan und Geschichten von den Heiligen, bis schließlich der Abt durch eine Handbewegung Einhalt gebietet und die Tafel auf hebt.

Auf allen Gesichtern feierlicher glücklicher Ernst, wie nach etwas Schwerem und Schönem zugleich. Nochmals wird allen das Brot von einem Stück und der Wein aus einem großen Pokal gereicht. Mit nochmaligem Abschiedskuß und mit Worten für jeden einzelnen verabschiedet der Abt die Brüder.

Ite! Missa est! . . .

*

Zusammen mit einem Novizen des Klosters, einem jungen Russen, der hier in Bulgarien eine zweite Heimat fand, wandere ich des anderen Tages auf der breiten Chaussee bergab das Rilatal hinunter. Hohe, schöne Nadelbäume, Lärchen, Sträucher, durchspielt von flutender Frühlingssonne. Unser Besuch gilt der kleinen Kirche Sweta Bogoroditza auf schwer zugänglicher halber Höhe, versteckt im Walde. Nur einen einzigen Kirchgänger findet dort der Gottesdienst vor, den uralten halbblinden Eremiten Pedre. Er ist einer von jenen „Komitatschi", die halb Räuber, halb Freiheitsheld in Mazedonien einst gegen

die Unterdrücker kämpften. Viel, viel Blut hat einstmals „Bruder“ Pedre gesehen. Und so war es denn auch kein Wunder, daß es, als der Greis von sechzig Jahren seinerzeit ins Kloster ging, zu einem völligen Aufgehen in der Gemeinschaft der Brüder nicht kam. Zur Mönchsgemeinde des Rilski-Monastir gehörend wohnt Pedre nun seit fünfunddreißig Jahren völlig für sich in der unmittelbaren Nähe der kleinen Waldkirche Bogoroditza.

„Wohnt“? Mein Begleiter stößt die Tür einer halb verfallenen Steinhütte auf. Gebückt treten wir ein. Ein paar Lumpen, eine kaum noch als solche zu erkennende Decke, ein paar rohe Holzkloben. Wohnt hier ein Mensch, in diesem rußgeschwärzten steinernen Loch? Mein Begleiter sagt: „Ja.“ Mir scheint, man könne auch als Eremit sich ein wenig behaglicher einrichten, — oder sind das Vorurteile? Der alte Pedre ist nicht „zu Hause“.

Wir gehen ihn suchen. Im Grase, beschattet von der kleinen Kirche liegt eine lange menschliche Gestalt schlafend, eine von Schmutz starrende Decke unter dem Kopf. Auf Anruf erhebt sich dieses Etwas, langsam, ächzend, ein paar dürre knochige Arme kommen zum Vorschein, ein paar Beine, ein hagerer Körper, mühevoll umschlottert von einer kaftanähnlichen Bekleidung. Ein Gesicht starrt mich an, langsam nur aus der doppelten Versenkung des Schlafes und des Eremitendaseins Entrückung zurückkehrend. Wilde weiße Haare um einen fast zahnlosen Mund und eine riesige Nase, über einer faltenreichen Stirn ein uralter Kalpak, mitten aber in diesem Antlitz Augen, Augen entsetzlich traurige, entsetzlich furchtbare. Unverwandt starren sie mich an. Ich kann nur den einen Gedanken fassen: daß ich dergleichen noch nicht gesehen habe. Daß das ein Gespenst sein muß.

Ich bitte meinen Begleiter zu sagen: „Es tut mir leid, daß ich Sie gestört habe.“

Das Gespenst sieht mich unverwandt an, mit diesen traurigen, entsetzlichen, flackernden Augen und murmelt etwas. Ich denke, es könne nichts anderes sein als — ein Fluch.

Aber mein Begleiter übersetzt:

„Mein Freund, du kannst mich nicht stören. Denn hier ist der ewige Frieden Gottes.“

Bei allem was dann kommt, das Betrachten der Heiligenbilder und Fresken in der Kirche, sehen mich diese Augen an, und in meinen Ohren glaube ich noch immer diese Worte zu hören.

Und auch während der nächsten Tage, in denen ich noch einmal die um so vieles freundlichere Atmosphäre des Klosters genieße, die Altertümer und Reliquien betrachte, und schließlich von den gastfreundlichen Mönchen mich verabschiede, während ich mit der kleinen Bahn

wieder hinunterfahre ins Tal, in eine Welt, die sie die sündige Welt nennen, und noch einmal diese ganze andere Welt, der Feierlichkeit und der Stille, des Weihrauchs, der Ergebenheit, der Versenkung an meinem geistigen Auge vorüberziehen sehe, sehe ich auch noch immer die Augen des Alten, dieses weder in bezug auf seine Person noch auf seine Umgebung mehr menschenähnlichen Wesens.

Und noch lange höre ich die Worte — sind sie das Licht oder ist es die Finsternis eines Wahnsinns? —:

„Du kannst mich nicht stören. Denn hier ist der ewige Frieden Gottes."

BUNTES NORDBULGARIEN

Ich weiß nicht, ob auch anderen, die bei Antritt einer Reise, im angenehmen Bewußtsein eines eroberten Platzes, bewaffnet mit den neuesten Zeitungen und einer guten Reisezigarre, sich dem Wohlgefühl einer geheimnisreichen Zukunft hinzugeben trachten, beim Niedersetzen jenes Mißgeschick zu unterlaufen pflegt, das mit dem Knacks eines abgerissenen Mantelanhängers beginnt und sich in einer leicht angesägten Stimmung fortzusetzen pflegt. Der menschliche Geist, stets auf der Flucht vor den Mißhelligkeiten dieses Daseins und darauf bedacht, es zu verbrämen, hat sich hierfür den freundlichen Aberglauben geschaffen, ein solcher Reiseanfang deute auf besonders bunte Reiseeindrücke. Die Fahrt, die ich jetzt kreuz und quer durch Bulgarien beginne, würde diese Ansicht weitest gehend unterstützen.

Die eingleisige Bahn durchbricht bald nach Sofia zunächst den westlichen Balkan mit dem Tal des Iskerflusses, sich bald dicht neben ihm haltend, bald in schwindelnder Höhe über ihm, bald in Tunneln gewaltige Gebirgsmassive durchquerend. In langer Fahrt bringt er mich durch die fruchtbare bulgarische Ebene über Plewen und Gorna Orehovitza nach Schumen.

Schumens Gesicht wird in erster Linie außer durch den Charakter als Festungsgarnison durch das Türkenviertel bestimmt. Lustig beleben das Stadtbild die weißen Turbane der Zöglinge der Hodscha-Schule. Als späterer „Hodscha“ — ursprünglich islamitischer Geistlicher, Rechtsgelehrter — fühlt sich hier jeder halbwegs intelligente junge Türke. In Schumen und in seiner Umgebung — einer Art bulgarischem Mekka — hat sich alles Türkische zusammengefunden,

was sich nach der Befreiung nicht vom alten Lande trennen konnte. Die türkische Minderheit wird in Bulgarien respektiert, und doch weiß auch sie, daß letzen Endes ihres Bleibens nicht ewig sein wird. Der türkische Arzt, an dessen Adresse ich gewiesen bin, ist mit seiner Familie gerade im endgültigen Aufbruch nach Istanbul. Indessen macht einer seiner Bekannten bald den Dolmetsch. Wackerer Mustafa Reschid! Ich treffe ihn beim „Kahwedschi", im Kaffeehause, auf dem Kopf den unvermeidlichen Fes, wie in einer Art Proteststellung gegen die moderne Türkei getragen, die ihn verbietet. Er ist mit der Höflichkeit seines Volkes sofort im Bilde und bereit, mich zu führen. Er spricht ein verblüffendes Deutsch, — mehrere Jahre hindurch ist er zusammen mit deutschen Soldaten während des Krieges in abenteuerlicher Gefangenschaft gewesen. Er bringt mich durch die Gassen und Gäßchen zu den Handwerkern, den Pantoffelmachern und Kesselschmieden. Er zeigt mir die kleinen Gebetsnischen in den Häusern. Er vermittelt mir die Bekanntschaft und eine profunde Kenntnis über Lehrer und Unterrichtsgegenstände der Hodscha-Schule. Er führt mich in die Moschee und hinauf zur schwindelnden Höhe des Minaretts, über die nicht endenwollende schmale steinerne Spiralentreppe, die man anders als kriechend, fluchend und schwitzend nicht wieder herunterzusteigen vermag.

Sehr reich ist gerade die Umgebung Schumens an den teilweise beträchtlich hohen Grabhügeln, den Tumuli der thrakischen und mösischen Ureinwohner sowohl wie der ihnen nachfolgenden Bulgaren. Etwa zweitausend solcher Tumuli finden sich in Bulgarien, von denen erst ein Bruchteil schon mit reichlichen archäologischen Erfolgen erschlossen ist.

Aber Schumen bietet noch mehr Unerwartetes. Der Phaethon bringt mich in einer Stunde zu einem deutschen Dorf, dem einen der beiden in Bulgarien. Erst 1910 haben sie sich hier unter der Leitung von Pater Franz zusammengefunden: Deutsche aus Südrußland, aus Wolhynien, aus Siebenbürgen. Es sind mit einem Vierteltausend Menschen etwa heute siebzig Familien, die in Zaribrod wohnen. Diese reinen deutschen Gesichter, die sauberen Trachten, die blitzblank „geschrubbten" Häuser, die Gärtchen, — in nichts unterscheiden sie sich vom Charakter etwa eines Schwarzwalddorfes, ganz im Gegenteil: fast hat man den Eindruck, als ob sie, deren Vorfahren vor Jahrhunderten ihre Heimat verließen, sich besonders rein erhalten hätten. Der Gottesdienst am Sonntag, dem ich beiwohne, vollzieht sich in einer Mischung von römisch-katholischem Ritus und Bibelworten rein Lutherscher Prägung, eigenartig genug: in weiter Heimatferne sind die beiden Konfessionen eine Ehe eingegangen. Deutsche Volkslieder, von hellen Stimmen blondbezopfter Mädchen klingen noch lange aus den geöffneten Fenstern der

Schule, während ich hinter dem breiten Rücken eines schafsfellbewehrten bulgarischen Kutschers im Phaeton aus Zaribrod herausrolle . . .
Deutsche Anklänge auch in dem prachtvoll gehaltenen größten Pferdegestüt Bulgariens Kabijuk mit seinen etwa 900 Tieren. Einer der besten Hengste, ein Koloß, heißt „Bismarck". Eine große Menge erstklassiger Araber finden sich vor, Perser, türkisches Vollblut, Spitzenleistungen internationaler Pferdezucht . . .
Und weiter geht es nun aus ländlicher Stille, durch ertragreiches bulgarisches Bauernland nach Warna, dem schönen Badeort am Schwarzen Meer.
Würziger Meeresatem vom „Pontus Euxinus", dem „wirtlichen", treibt einem schon viele Kilometer weit von Warna entgegen. Und da kommen auch schon die ersten Mastspitzen der Boote und Dampferchen zum Vorschein, im Hafen liegt neben Schiffen englischer, rumänischer, deutscher, italienischer Flaggen der bulgarische „Zar Ferdinand". Der abendliche Gang durch Warna, eine der schönsten bulgarischen Städte, zeigt den üblichen, so typischen „Bummel", bei dem schlechthin so ziemlich alles auf den Beinen ist. Unverkennbar dabei eine gewisse internationale Eleganz im aufstrebenden Badeort, die sich zeigt und begrüßt. In den vielen Läden jene bekannten Dinge, Andenken und Requisiten, die wir aus allen Seebädern kennen: Badewäsche und Strandspielsachen, Flaggen und Schaufeln. Aber die getrockneten Tintenfische und Kraken, an langen Schnüren in den Lebensmittelgeschäften aufgehängt, erinnern in diesem bulgarischen Swinemünde, der „Königin des Schwarzen Meeres", dann doch wieder an südlichere Breiten. Die Promenade führt herunter zum weiten schneeweißen Strand, zum Kasino, zum „Meeresgarten" mit vielen gepflegten Wegen, alten schönen Zypressen und Nadelbäumen. Hohe Palmen wiegen sanft im Winde, ihre hellen Stämme bald verbergend, bald zeigend im Scheine der hohen Kandelaber. Träumerisch tuckert ein spätes Motorboot hinaus in die undurchdringliche Finsternis des Meeres, an diesem Abend wahrlich ein „dunkles" und ein „schwarzes", voll von schweigsamem Geheimnis . . . Drüben, nur noch einige Dampferfahrten entfernt, liegt die Krim, liegt Georgien, liegen Südrußlands weite Ebenen . . .
Am anderen Morgen geht es mit dem Wagen auf der ersten asphaltierten längeren Chaussee des Landes, in Steilungen und Bögen, das dunstig-zauberhaft verhangene Meer stets zur Rechten, am Zarenschloß Euxinograd vorbei nach dem verträumten Vorbadeort von Warna: Sweti Konstantin. Das alte Kloster beherbergt im Sommer viele Gäste, von denen jetzt, Anfang Mai, noch nichts zu sehen ist. Ich bleibe zwei Tage und habe ganz Sweti Konstantin für mich: den großen

rauschenden Park mit Tausenden befiederter Sänger, den Nachtigallenschlag dicht vor meinem Fenster, den herrlichen weißen Strand, die glitzernde See, deren Horizont in weiter Ferne so völlig mit der Kuppel des wolkenfreien, träge flimmernden Himmelsdomes verschmilzt. Ab und zu im fetten grünen Hinterland das lustige Wiehern eines Pferdes durch die halkyonische Stille . . .

Von Sweti Konstantin eine Fahrt weiter die Küste entlang bis in den äußersten Nordwestzipfel zur rumänischen Grenze. Hier liegen eigenartige Dörfer eines Volkes, Gagausen genannt, mit flammend rot angestrichenen Häusern. Die Gagausen sind, wie mein Gewährsmann erzählt, turanische, über Rußland im zwölften Jahrhundert eingewanderte Stämme noch nicht ganz geklärter Herkunft mit jetzt christlichem Glaubensbekenntnis. Im vor kurzem noch türkisch Kestwitsch genannten, jetzigen Zarewo, wird haltgemacht. Aber die scheuen Bewohner sind wie vom Erdboden verschlungen, mißtrauisch beäugen sie hinter ihren Gardinen den Eindringling mit seinem photographischen Apparat, der schließlich nach langen Verhandlungen und gutem Zureden doch noch so glücklich ist, ein paar Kinder auf den Film zu bekommen.

Weiter dann, über steinige Pfade, durch frühlingsfrische Buchenwälder, deren Äste und Zweige über Schutzblech und die Köpfe streichen, bis auf einige tausend Meter vor der Grenze nach dem alten Felsenkloster Aladja-Monastir. Drüben, in Rumänien, liegen die weiten Felder der Dobrudscha, ein Wort, von jedem Bulgaren nie anders als mit Schwermut und mit Bitternis ausgesprochen. Das Felsenkloster soll aus der ersten christlichen Zeit stammen, der heilige Petrus und mit ihm viele der Verfolgung ausgesetzte Christen solle in ihm Zuflucht gefunden haben. Trotz verschiedener Felsrutsche gewahrt man auch heute noch eine Anzahl von Gängen und Zugängen in die einzelnen Zellen, während die mitten in den Felsen eingehauene Kapelle noch vollständig erhalten ist. Der Zugang ist nicht unbedingt komfortabel, aber auch nicht gerade so halsbrecherisch, daß man die Erzählung verstünde, nach der der Patriarch Joachim bei einer Wallfahrt schon nach den ersten Schritten empor zur Höhe „entsagt" habe. Was den geistlichen Herrn veranlaßt hat, ist mir ebenso unklar wie etwas unheimlich die Sage von der zu Füßen des Klosters entspringenden Quelle, deren Trunk einen ungewöhnlichen Kinderreichtum zur Folge haben soll, — nicht unter zehn Kinder, wie man mir versichert. Ich habe mich nicht entschließen können, aus ihr zu trinken.

Und zurück geht es dann wieder durch sanfte Hänge und Äcker, immer zur Seite des traumhaften Schwarzen Meeres. Diese Küsten erwählten einst die Herrscher von Byzanz zur

Sommerresidenz. Hier hielt Justinians berühmte — oder berüchtigte — Gemahlin Theodora in jedem Sommer ihren Hof bei Gelage und Spiel . . .

Buntes unbekanntes Balkanland Bulgarien! Wieviel gilt es hier erschauend noch zu „erobern"! Darüber denke ich noch lange nach in meinem Hotel in Warna, bis ich einschlafe. Süße Träume umgaukeln mich. Ich träume mich weiterreisend, ich sehe die Kaiserin Theodora und meinen Freund Mustafa Reschid zusammen beim Kaffeetrinken im Hause des „Kahwedschi" von Schumen, sehe mich selbst in jedes kleine Nest hier eindringen mit spähenden Augen, jede Schule besuchen, die Minarette besteigen bis in den siebenten Himmel. Sehe mich mit allen Fahrzeugen reisen, die ich bisher benutzt: das Flugzeug, die Bahn, das Auto, den Phaëthon . . . Plötzlich zerreißt ein ohrenbetäubender Krach die Kette der Empfindungen. Durch mein Hirn schießt blitzartig sofort der Gedanke an einen über mich hereinbrechenden riesenhaften Mantel, dessen Anhänger herunterknackst.

Als ich mir die Augen reibe, ist es indessen nur der junge Mann aus dem Hotel, der vor mir steht und sagt:

„Ich habe nur angeklopft, Gospodine. In dreißig Minuten fährt Ihr Zug nach Tirnowo."

VON TIRNOWO BIS KAZANLIK

Der Chronist unterbricht auf einen Augenblick seinen Bericht, um jenem liebenswürdigen deutschen Lehrerehepaar in Tirnowo seinen unauslöschlichen Dank abzustatten, der sich, auf bulgarisch, um das Wort „Sladolet" bewegt, auf deutsch um die monumentalen Buchstaben: Eis. Weit zurück liegen für den Pilger schon die erfrischenden Winde und das Naß des Schwarzen Meeres, in das er, als erster, einziger Badegast zu Beginn dieser Saison vom kilometerweiten Strande Warnas weit hinausgeschwommen war. In der alten Zarenstadt Tirnowo herrscht jetzt schon wahrhaft tropische Hitze.

Die Gründungsjahre des zweiten und dritten bulgarischen Reiches, 1186 und 1878, verbinden Tirnowo unauslöschlich mit der bulgarischen Geschichte. Eine Unzahl von Ruinen und Kulturdenkmälern, alten Klöstern mit kostbaren Mosaiken und Fresken sind mit ihr verknüpft. Und so waren die Tirnowoer wohl auch ein bißchen enttäuscht, als Sofia, nicht Tirnowo dann endgültig die Hauptstadt des neuen Bulgarien wurde. Aber sie brauchen nicht traurig zu sein. Denn der einzigartigen historischen Vergangenheit ihrer Stadt entspricht ein wirklich einzigartiges, unvergängliches Äußere.

An den schroffen Wänden des vielfach geschlungenen Flüßchens Jantra türmen sich, wie die Reihen über einem steilen Amphitheater, die Häuser. Phantastisch genug anzusehen aus der Ferne, scheinen die Dächer einer Häuserzeile geradezu den Sockel der darüberliegenden zu bilden. Straßen? Ja, aber kaum eine ist lange eben, eigentlich steigt man immer irgendwie in

romantischen Winkeln und Gäßchen: entweder hinauf oder hinab. Fast alle zehn Schritte findet das Auge neue pittoreske Ausblicke. Hohe kühngebogene Brücken stellen die Verbindungen in der alten Felsenfestung her, zweimal durchfährt der Zug Tunnels, hoch oben über sich auf nacktem Stein: die Stadt.

Auf sonnenglühender Chaussee traben die Pferdchen und bringen den Phaethon zum stillen Vorhof vom Preobrajenski-Monastir, dem „Kloster der Verklärung". Hinunter ins Tal und drüben wieder hinauf zum Kloster Dragijevo schweifen die Blicke. Auf der Terrasse, beim Gläschen Slivovitza, plaudert der Igumen vom Großen Kriege, als hier deutsche Truppen lagen. Und wahrhaftig: drüben an der Wand hängen noch die Bilder von Gruppen und den Kolonnen unserer Feldgrauen zusammen mit bulgarischen Soldaten, hängt ein großes Porträt unseres Generalfeldmarschalls von Mackensen mit eigenhändiger Unterschrift!

Im Norden von Tirnowo führt der Weg hinauf zum hohen Felsplateau von Arbanassy, bemerkenswert durch seine soliden und zweistöckigen Häuser, — eine große Seltenheit im ländlichen Bulgarien. Wunderbare alte Fresken und Ikonen in den alten Kirchen und Klöstern, ein Besuch in einem der Frauenklöster, St. Nikola, der Blick hinunter in das pittoreske Tirnowo machen Arbanassy unvergeßlich.

Die größten Sehenswürdigkeiten der Stadt und damit wohl die teuersten Denkmäler der bulgarischen Geschichte finden sich in der nächsten Umgebung Tirnowos. Auf dem Zarewetzhügel sieht man Festungsruinen aus frühester bulgarischer Zeit, hoch zu Häupten der Jantra den mächtigen Turm, in dem der lateinische Kaiser Balduin der Legende nach eingekerkert gewesen sein soll. Auf dem Trapesitzahügel wurde eine Reihe von Kirchen, Gründungen frühester bulgarischer Edler, ausgegraben. Sie enthalten älteste, teilweise sehr wertvolle bulgarische Ornamentik und Malereien. Die „Kirche der vierzig heiligen Märtyrer" — so genannt, da sie am Festtage gleichen Namens von König Iwan Assen II. als Dank für seinen Sieg über Kaiser Theodor Komnen errichtet wurde — ist heute, teils durch ihren Umbau während der Türkenzeit als Moschee, teils durch das Erdbeben 1913, nur noch Ruine. Und doch birgt sie innerhalb dreier Schiffe Denkmäler von größtem historischem Wert: die drei eigenartigen Säulen, von denen zwei aus den alten Palästen der bulgarischen Festung Pliska hierhergebracht wurden und die Inschriften mit griechischen Buchstaben aufweisen. Die dritte, die sogenannte „Assensäule", kündet in ihrer bulgarischen Inschrift von der Gründung der Kirche.

Am 24. Mai ist einer der höchsten Feiertage im „Lande der Schulen“: der Tag von Kyrill und Method, den heiligen Brüdern, die das slawische Alphabet schufen. Wie überall, in jeder Stadt, in jedem allerkleinsten Dorfe Bulgariens finden auch in Tirnowo kirchliche Feiern, Paraden, Umzüge statt. Die ganze Bevölkerung steht völlig unter dem Zeichen des Tages, die Bilder der beiden Heiligen werden in den Straßen umhergetragen. Schon am frühen Morgen strömen Scharen weiß und festlich mit Schärpen geschmückter Gymnasiastinnen, die militärischen Gruppen der Schüler in ihren weißen Uniformen in die Kirche und wieder aus ihr hervor.

Aus dem so festlich geschmückten Tirnowo geht der Zug in einstündiger starker Steigung zum nahen Gabrowo, dem sogenannten „bulgarischen Chemnitz“. Gabrowo ist der bedeutendste Industrieort Bulgariens, neben den Lederfabriken sind es besonders die Webereien, die einen solchen Vergleich vollauf rechtfertigen.

Da mir indessen der Zutritt zu den Fabriken nicht recht gelingen will, besteige ich schon in aller Frühe den Autobus, der mich über den Schipkapaß nach Kazanlik bringt. In großen Schleifen und Steigungen klettert das umständliche aber solide Vehikel, außer mir bepackt mit Bauernfrauen der Umgebung, Hühnern und Kisten den Balkan hinan und macht erst halt, als die größte Höhe erklommen ist. Schipkapaß: zahlreiche Kreuze für die gefallenen Bulgaren und Russen künden von den entscheidenden Kämpfen, die 1877 hier geschlagen wurden. Von der höchsten Erhebung winkt trutzig das große Schipka-Denkmal herab. Und wieder hinab klettern wir, Menschen und Tiere, an schwindelnden Schluchten vorbei, hinab zu einem östlichen Ausläufer des berühmten „Rosentals“, nach Kazanlik.

Kazanlik war einstmals bedeutendster Ort der Rosenzucht, seit einigen Jahren hat sich deren hauptsächlicher Schwerpunkt aber immer mehr nach Westen, nach Kalofer und Karlowo verlagert. Um diese drei großen „K“ herum, mitten in Zentralbulgarien, kristallisiert sich das Zauberwort, das hier allen von frühester Kindheit an bis ins Greisenalter hinein seinen Stempel aufdrückt: die Rose — das Rosenwasser, das Rosenöl. Hier im 200 Kilometer langen Rosental ist auf Schritt und Tritt sozusagen: des „Rosenlandes“ Superlativ.

Aber erst in zwei Wochen wird die eigentliche Blütezeit einsetzen, in der alles Tag und Nacht hindurch für die süße Ernte auf den Beinen sein wird. Durch die freundliche Vermittlung des Kmets von Kazanlik gewinne ich jedoch schon jetzt einen Einblick in die wissenschaftlich geleitete Rosenversuchsanstalt, die neben den vielen Versuchsfeldern für Rosen jetzt auch eine große Anzahl von solchen anderer Pflanzen zur Herstellung von Duft- und Heilessenzen besitzt.

War der Anfang dieses Reiseabschnittes gekrönt durch die unermeßlichen Portionen der Erfrischungen durch das erwähnte deutsche Lehrerpaar, so verlangt die Gerechtigkeit nach einem Platz für den bulgarischen Feuerwehrhauptmann von Kazanlik, in dessen Gemeinschaft ich während der beiden Tage das äußerste an Vertilgung von Sliwowitzen leiste. Diesen Feuerwehrhauptmann aufzusuchen, kann ich jedem Besucher empfehlen. Jedoch wird das wohl kaum nötig sein, denn der Hüne, in meinem Tagebuch nur stillschweigend mit drei Ausrufungszeichen versehen, ist schwer zu übersehen. Ein prachtvoll gewachsener „Kerl" — halb Junge, halb Mann — glaubt man ihm gern den „bunten Hund" der ganzen Umgegend, als den er sich selbst bezeichnet.

Mit einem schweren Schädel kehre ich, einstweilen, dem Rosental den Rücken. Noch einmal zieht es mich an das Schwarze Meer nach Osten — nach Burgas.

MESSEMWRIA...

Mit einem Golf von zwölf Kilometer Breite und fünfzehn Kilometer Länge streckt das Schwarze Meer seine Arme tief hinein in dic bulgarische Küste, an der sein zweiter großer Hafen Burgas liegt. Die Stadt ist neueren Datums und bietet als solche eigentlich nicht recht viel Anregendes für den Wanderer, wenn man vom Hafenleben und einem Besuch der Thermalbäder absieht. Von ihnen — sie besitzen eine natürliche Temperatur von einundvierzig Grad Wärme — rühmt der Führer, daß sich dort bereits die Hunnen und Avaren „von den Anstrengungen ihrer Überfälle erholten". Die armen Hunnen! Heute tun es nur noch friedliche Bürger von ihrem — mehr zeitgemäßen — Rheumatismus und der Podagra.

Einzigartig ist jedoch ein Besuch der Salinen von Pomorie, dem alten Anchialo, in denen der gesamte Salzbedarf für Bulgarien gewonnen wird. Man ist sehr erstaunt, im Zimmer des Direktors der betreffenden Gesellschaft Zeuge von Telephongesprächen zu sein, die sich um „die Gärten" und „Ernten" drehen, um Regenniederschlagshöhen und Sonnenscheinperioden. Denn Bulgariens Salz liegt nicht in tiefen Bergmannsschächten in dunkler Nacht, sondern wird direkt — aus dem Meer gewonnen, in und mit dem hellsten Sonnenschein, der die Hälfte der Arbeit besorgt. Von ihm hängt die Güte der „Ernte" ab, von seiner trocknenden Wirkung, das andere bleibt der gewissenhaften Beobachtung und Ausnutzung durch den Menschen vorbehalten.

Mit der handgetriebenen Draisine auf einer Schmalspurbahn von nur sechzig Zentimeter Breite läßt man sich längs des schönen Strandes nach Anchialo hinausfahren. In riesenhaften weiten

Bottichen, in Quadraten von hundertzwanzig Meter und mehr, von Gehböschungen eingefaßt, liegen die einzelnen „Kulturen“ dieser „Salzgärten“, in die das Meerwasser geleitet wird. Nach mannigfaltigen Prozessen, im Laufe derer die Laugen auch von den nicht genießbaren Salzen des Meerwassers befreit werden, wird das Salz zunächst in die charakteristischen kleinen Häufchen zusammengeschaufelt und in den Lagerhäusern zum Transport fertiggestellt. Über den weiten Flächen der Gärten, deren Ertrag in so bestimmender Weise von Gnade und Ungnade des Himmelslichtes abhängt, liegt gleichsam eine fatalistische ergebene Ruhe, eine Wirkung, die sich mir auch den Gesichtern der hier arbeitenden Menschen mitgeteilt zu haben scheint.

Was aber wäre Burgas ohne seine Wirklichkeit gewordenen Träume von Sosopol und Messemwria! O schönes Messemwria, was wäre Bulgarien ohne dich!

Aber wie zu vielem Schönen, führt auch der Weg zu dieser Romantik durch mancherlei Beschwernis. Der dicke Brei, durch den man sich, nach Analogie des bekannten Märchens, erst durchfressen muß, ist ganz wörtlich zu nehmen. Es hat in den letzten Tagen ganz haarsträubend geregnet, und die Wege, die nach Messemwria führen, an und für sich schon gerade kein Ideal für anspruchsvolle Herrenfahrer, — sind keine Wege mehr. Wer dennoch darauf fährt, hat es auszubaden. Der Fahrer des dicken Landautobus kennt seine Pappenheimer und nimmt andere Richtungen, teils über höher gelegene Stellen und Felsen, bei deren Überwindung einem die Knochen im Leibe knacken, teils einfach querfeldein. Lustig wie ein junger Elefant hoppelt und töfft dann wohl mitunter das Vehikel einher, um plötzlich quasi im dicken Schlamm zu verschnaufen. Immer wieder rappelt es sich dann auf. Aber schließlich ist es passiert: es geht nicht mehr. Der so stark in Anspruch genommene Motor hat alles Benzin aufgefressen, es ist kein Tropfen mehr im Tank. Mitten auf dem Felde, im Schlamm, in verzehrender Sonnenglut, zwischen Burgas und Messemwria stecken wir, hilflos wie die kleinen Kinder. Die Passagiere teilen sich sofort in zwei Gruppen, solche mit einer wohl nur in hiesiger Bodenständigkeit zu erwerbenden Teilnahmslosigkeit, und eine solche, die der Situation nur durch lautes Fluchen gerecht zu werden vermag. Im wohltuenden Gefühl, doch nicht verstanden zu werden, entschließe ich mich, der letzten Gruppe beizutreten.

Der Fahrer jongliert über die nassen Felder zu einer Art Station, dann nach dem benachbarten Zaraphowo, er kehrt zurück — ohne einen Tropfen Brennstoff. Es hilft alles nichts: telephonisch muß aus Burgas Benzin angefordert werden. Und schließlich, nach zweieinhalb Stunden, hinten

in weiter Ferne dann wirklich: ein kleiner Punkt. Ein Mann trabt auf einem Esel daher, vor sich links und rechts mit Milchkannen, — es ist Benzin! Eine kräftige Labung des Motors mit dem ersehnten Stoff, eine kräftige Labung des Mannes auf dem Esel und des Fahrers mit einem Sliwowitz, — juchhe! Es geht weiter. Nach genau sechseinhalb Stunden seit der Abfahrt sehen wir Messemwria unter uns liegen. Sechseinhalb Stunden. So lange, denke ich ganz mechanisch, hast du genau gebraucht von Berlin nach Sofia.

Indessen: dieses Messemwria entschädigt für alles!

„Das ist die großartigste Entdeckung, die ich in Bulgarien gemacht habe!" hat der Zar Ferdinand gesagt, als er nach Messemwria kam. Unser Moltke kam, sah und — blieb zwei Wochen statt der vorgesehenen zwei Tage.

Vor 2400 Jahren schon wurde auf der Insel im Schwarzen Meer, mit dem Festland nur durch einen schmalen Fahrdamm verbunden, eine Stadt, heute „Bulgariens schönste, wenngleich die ärmste" gegründet, von denselben dorischen Megarern, die auch den Grundstein von Byzanz legten. Die Augen Herodots sind über dieses einzigartige Eiland gegangen, zweimal wird es von ihm erwähnt. Nach dem alten „Nesseber" (der Mittag) flüchteten vor den Persern die Halkydoner. Einen weiteren Aufstieg als wichtiger Hafen und als Festung erlebte es dann unter dem bulgarischen Erobererzaren Krum. Sein entscheidendes Gesicht erhielt es unter den byzantinischen Kaisern, die auf seinem engen Raum die herrlichen Kirchen anlegten, von denen sich heute etwa einhundertundzwanzig nachweisen lassen.

Diese wunderbaren alten Kirchenruinen bilden jetzt den Hauptanziehungspunkt von Messemwria. In ihrer ein Jahrtausend alten Schönheit und reichen Ornamentik, festgegründet auf die steilen Felsen, schauen sie stolz wie ehemals aufs Meer hinab. Mächtige Quadern und Grundmauern zeugen von der Zeit des römischen Imperiums. An der Mole und am Strande liegen Fischerboote, der Form nach und in ihren holzgeschnitzten Verzierungen wie vor längst vergangenen Jahrhunderten. Die Zeit ist stillgestanden in Messemwria.

So ist es auch bei den Menschen, die es bewohnen. Nicht nur durch die Tracht, die großen eigenartigen Kopftücher der Frauen, glauben wir uns in alte Zeiten versetzt: auch der Gang, die Art der Bewegungen, das Antlitz ist wie das vergangenen Menschentums. Den Hauptausschlag gibt natürlich der bulgarische Volkscharakter, und trotzdem gewahrt man Menschen von fast ausgesprochen griechischer Prägung — meistens sind es dann auch Griechen, die sich hier rassisch rein erhalten haben.

Gleich bei meinem Einzug mit dem Omnibus hatte sich um den „Nemski“ halb Messemwria versammelt. Aus ihrer Mitte heraus postiert sich ein am Stock leicht humpelnder, aber höchst martialischer und militärischer, mit einer Soldatenmütze bekleideter Mann, ein alter Invalide, der hier so etwas wie einen Fremdenführer darstellt. Er bringt den Gast in das einzige „Hotel“ auf Messemwria und läßt es sich nicht nehmen, ihn in und um Messemwria bis in die kleinsten Winkel hinein zu führen. Er dirigiert mit wechselndem Erfolg die Kinder beim Photographieren und stützt mit der Gummifläche seines Stockes die Sitzfläche des besessenen Lichtbildners, der sich von einer besonders halsbrecherischen, halb verfallenen Mauer eine besonders gute Aufnahme verspricht. Den Glanzpunkt seines Daseins jedoch bildet das Fremdenbuch — ein dickes gewichtiges Unikum, in das sich seit Jahrzehnten die Messemwria-Besucher aller Nationen von San Franzisko bis Tokio eingetragen haben, und in dem so ziemlich das meiste enthalten oder eingeklebt ist, was dem weltvergessenen Fleckchen an publizistischen Beurteilungen zugeflattert ist. Sie sind durchweg — hymnisch.

Messemwria besitzt aber gegenüber an der Küste noch einen herrlichen Strand mit reinstem und leuchtendstem Sand und einer, auch noch hundert Meter draußen, klaren Sicht auf den Meeresboden. In den leuchtenden blauen Wogen dieser Breiten liegt ein wahres Eldorado für den Schwimmer, der in zwei Stunden die ganze Insel zu umkreisen vermag.

Zurück geht es endlich wieder aus der berückenden Welt in demselben Vehikel, dieses Mal auf besserem Terrain und ohne Zwischenfälle.

Herrliches Messemwria! Was wäre Bulgarien ohne dich!

ROSEN, ROSEN...

Es gibt keinen schöneren Abschluß für eine Bulgarienfahrt als das „Rosental" zur Zeit der Blüte und Ernte. Noch einige Tage trennen mich von den voraussichtlich dankbarsten Tagen im Anfang des Juni. Und so habe ich denn die beste Gelegenheit, mich im schönen Plowdiv und seiner Umgegend umzusehen.

Uralter geschichtlicher Boden ist es auch hier, wo sich heute eine bulgarische Stadt erhebt, schon äußerlich eine der interessantesten des Landes: an und rings um fünf hohe Syenithügel schmiegen sich hier die Häuser, die Schuljugend braucht nicht erst weit zu fahren, wenn sie alpine Klettertouren unternehmen will. Die Stadt, Kreuzungspunkt vieler wichtiger Verbindungslinien nach allen Himmelsrichtungen, hat die wechselvollsten Schicksale hinter sich. Schon die Legende verlegt hierher den Schauplatz der Sagen um Orpheus. Den alten ursprünglichen Namen Philippopel erhielt es von seinem eigentlichen ersten Begründer Philipp von Mazedonien, dem es leicht gelang, den so sehr zur Festung geeigneten Platz den in Uneinigkeit geratenen thrakischen Stämmen zu entreißen. Eine glanzvolle Blütezeit unter den römischen Kaisern von Domitian bis Heliogabal wurde dann jäh durch den Einbruch der Goten unterbrochen, die die Stadt fast völlig zerstörten und eine Einwohnerschaft von 100000 Menschen niedermetzelten. Die Fahrer der Kreuzzüge, Gottfried von Bouillon, später den Kaiser Friedrich Barbarossa, sah die Feste in ihren Mauern, durch Jahrhunderte hindurch ist sie ein immer wieder in wechselndem Kriegsglück hin- und hergeworfener Ball zwischen den bulgarischen Bojaren

(Fürsten) und den Byzantinern. Zur Zeit der Türkenherrschaft wird sie Residenz und Garnison des Beylerbey, des Generalissimus der türkischen Truppen in Europa. Das archäologische Institut bewahrt heute eine sehr weitgehende Zusammenstellung aller dieser Kulturen in hervorragend geordneten Sammlungen. Ihre heutige Bedeutung hat die Stadt als das Tabakzentrum Bulgariens: Bulgarische Tabake gehen nach allen Ländern der Erde.

Sehr interessant sind die alten Häuser Plowdivs, schöne alte Holzbauten, von denen das eine lange den französischen Dichter Lamartine beherbergt hat. Diese Holzbauten waren es, die dem furchtbaren Erdbeben von 1928 durch ihre elastische Beschaffenheit zu trotzen vermochten. Einzigartig und immer wieder mit neuen Eindrücken während der verschiedenen Tageszeiten belohnend ist die Besteigung der verschiedenen Hügel, der „Tepés", von ihnen der höchste Djendem Tepé mit 283 und der Bunardjik Tepé mit 234 Metern, auf dem sich einst ein Apollotempel befand. Weit schweifen die Blicke über die Reisfelder im Norden und über die lange silbrige Schlange des Maritzaflusses.

Eine Perle besitzt Plowdiv im Süden in seinem Kloster Batschkowo, das man von dem kleinen Städtchen Assenowgrad, früher Stanimaka genannt, in romantischer Fahrt in steiles Gebirge hinauf, dem Laufe des Flüßchens Tschaya folgend, erreicht. Einen reichen Klosterschatz birgt Batschkowo-Monastir mit Sammlungen alter schöner Brokate und Ikonen (Heiligenbilder) aus dem zwölften Jahrhundert. Von seinen verträumten Winkeln aus geht der Blick hinüber zur „Tscherwena Stena", der im Abendsonnenschein aufglühenden „Roten Wand".

Eine seiner besten Gaben bietet übrigens Bulgarien gerade jetzt: die Erdbeeren. Die herrliche Frucht gedeiht hier in besonderer Schönheit und Größe, überall wird sie in großen Mengen feilgeboten. Bei dem niedrigen Preis — etwa 10 bis 12 Lewa, an einigen Tagen sogar nur 6 bis 8 Lewa für das Kilo — fällt es bedeutend leichter, große Portionen einzukaufen, als sie aufzuessen.

Der beste Zugang zum Reiche der Rosen ist der von Plowdiv aus nach Karlowo. Es liegt in der ungefähren Mitte des berühmten Tales, das im Norden von den Abhängen des Balkan, im Süden von der „Sredna Gora" gebildet wird und in seiner gesamten Ausdehnung etwa 200000 Menschen umfaßt. Von ihnen beschäftigt sich etwa die Hälfte mit der Rosenkultur. Auf einer Fläche von nahezu sechstausend Hektar werden jährlich zwischen fünf und zehn Millionen Kilo Rosen geerntet, die einen Ertrag von etwa zweitausend Kilo des kostbaren Rosenöls ergeben. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde es in einer Art Hausindustrie mit dem kleinen Kupferkessel von den „Rosenbauern" destilliert, heute hat sich auch hier der Unternehmer einer

rationelleren Herstellung angenommen, — nicht zum eigentlichen Nutzen der breiten Bevölkerung. Zum Betrieb der etwa vierzig Destillationen, deren Apparate meistens deutscher Herkunft sind, bedarf es jährlich einer Verbrennung von 30000 Kubikmeter Buchen- und Eichenholz. Das Rosenöl ist Bulgariens internationales Monopol, alle führenden Parfümerien in Frankreich, England, Deutschland, Italien und Amerika beziehen aus dem „Rosenland", in fast allen Zusammensetzungen von Parfüms findet sich zumindest ein kleines Quantum der begehrten Essenz.

Karlowo ist ein kleines idyllisches Landstädtchen. Der bulgarische Rosenindustrielle, den ich vor einigen Wochen in Kazanlik getroffen hatte, hat die Freundlichkeit, mich in seinem Wagen mit auf die Felder hinauszunehmen und mich in den Betrieb einer Destillation in Kalofer hineinsehen zu lassen. Alles steht jetzt im Rosental in fieberhaftester Arbeit. Denn nur kurz ist die Zeit, in der die Ernte, wohl eine der merkwürdigsten und seltensten der Welt, eingebracht werden muß. Eine Frist von nur etwa drei bis vier Wochen steht zur Verfügung. Auf allen Feldern und Wegen, in allen Flecken und Häusern, bis hoch hinein in die Wälder des Balkan lagert jetzt der süße schwere Rosenduft. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht tragen oder fahren die Rosenbauern die dickgestopften schweren Säcke mit Rosenblüten zu den Destillationen. Da die Duftstärke vor Sonnenaufgang am kräftigsten ist, findet das Pflücken nur am frühen Morgen, zwischen zwei und sechs Uhr, statt. Männer, Frauen und Kinder — alles steht überall in den kilometerweit sich hinziehenden Gärten und Hängen, schnell gehen überall die geschäftigen Hände hin und her zwischen den Rosensträuchern und den riesigen Sackschürzen.

Durch die Tore der kleinen Fabriken schwankt immer wieder neue „Rohware", wird abgewogen und findet den Weg in die Füllungsöffnungen der Retorten, um, mit Wasser vermengt, dem zwei- bis dreitägigen Destillierprozeß entgegengeführt zu werden. Die Ausbeute gliedert sich in einen weitaus größeren Teil, das hier nicht allzu teure Rosenwasser und das so unendlich kostbare Rosenöl; eine Flasche von einigen Litern des Öls, in die stark hineinzuriechen schon sofort einen leichten Schwindel verursacht, repräsentiert einen Wert von mehreren tausend Mark. Die kleinen Flakons, die man überall im Rosenland zu kaufen bekommt und die nur ein einziges Gramm Rosenöl enthalten, sind ein Extrakt von etwa tausend bis tausendzweihundert Rosenblüten!

Am Südabhang der Sredna Gora und mit dem Rosental irgendwie verwachsen liegt das Dörfchen Hissara (türkisch: Festung), durch zwanzig verschiedene heiße Quellen das wasserreichste Mineralbad Bulgariens und vielleicht der Welt. Bis in das zweite Jahrhundert gehen die

römischen Befestigungsanlagen zurück, die diesen wertvollen Platz schützten. Die beiden Ruinen der Portale und die grün bewachsenen Umfassungsmauern, der tiefe alte Graben, bilden überall idyllische, romantische Aussichtspunkte. Heute ist Hissara ein kleiner ruhiger Kurort, der fast während des ganzen Jahres Gäste aus allen europäischen Ländern anzuziehen vermag.

Es ist der letzte Ort, an dem ich noch einmal länger verweile. Dann geht es wieder im Zug quer durch die herrlichen Rhodopen zurück zur Hauptstadt. Im Abendsonnenschein blitzen die Schneegipfel der Witoscha auf, hell leuchten die beiden Kuppeln der Kathedrale Alexander Newski: wieder in Sofia!

Und die Witoscha und die beiden goldenen Kuppeln der Kathedrale sind es denn auch, die noch einmal blitzen und leuchten wie ein Gruß an den Abschiednehmenden. Endlich verlischt auch ihr Schein, der große Vogel trägt mich wieder zurück in den Norden, — heim aus dem „Rosenland".

Bulgarien ist klein. Bulgarien ist groß. Ich werde nötig haben, diesen scheinbaren Widerspruch zu erklären.

Niemandem ist es mehr bewußt als dem Reisenden, der hier Rechenschaft in einigen Berichten und den Bildern des Landes ablegt, daß es mit einem Aufenthalt von einigen Monaten nicht getan ist, um Endgültiges auszusagen. Die Seele dieses Volkes ist spröde und etwas widerspruchsvoll für den, der ein erstes Mal mit ihr zusammentrifft.

Bulgarien, sagte ich, ist klein. Vor mir, heimgekehrt von einem Besuch auch anderer Balkanländer, liegt ein Buch, das mir einige köstliche Stunden bereitete und dessen Lektüre ich mir eigentlich für die Zeit vor Reiseantritt gewünscht hätte. Es ist Aleko Konstantinoffs „Bai Ganju" — „Vetter Ganju". Das Buch wird von arm und reich innerhalb der bulgarischen Nation viel gelesen. Bai Ganju, Ganju Balkanski, der bulgarische Kleinbürger Vetter Ganju, ist der direkte Verwandte der Nationalhelden des „deutschen Michel", des unsterblichen „Tartarin" der Franzosen oder des „Hudibras" der Briten, in denen ein Volk seine Fehler darstellt, sie verurteilt und karikiert — und sich dennoch liebend zu ihnen bekennt. Der Vetter hat sich in die fremde weite Welt aufgemacht, nach der Schweiz, nach Österreich, nach Deutschland, um sein Rosenöl zu verkaufen. Der Zusammenstoß zwischen dem westlichen Europa und dem Vetter bringt dem Verfasser und uns eine Fülle herrlicher Episoden: den Zug in Sofia besteigt er stolz — den groben türkischen Überwurf hat er abgelegt — in modernem belgischem Paletot als vollendeter Europäer. Wir sehen den Vetter in Budapest in furchtbarer Angst um sein Felleisen mit dem unersetzlichen Rosenöl dem gerade rangierenden Zuge nachlaufen. Dann in Wien, das er näher kennenzulernen ablehnt, da er ja bereits Rustschuk kenne und wahrscheinlich die Leute dort nur so liebenswürdig sind, weil sie auf sein Geld, das Geld des Bulgaren, Absichten haben. Wir sehen ihn selbstbewußt im Bade, wo er durch sein täppisches Benehmen allgemeine Verwunderung erregt, sich auf die behaarte Brust schlagen mit den Worten, um die sich sein ganzes Dasein, ohne jedes Zugeständnis an andere, zu drehen scheint: „Ich, ich — Bulgar! Bulgar!" Wir sehen ihn im Verkehr mit seinen Landsleuten, von denen er immer wieder, gewandt und bauernschlau, kleine Vorteile zu ergattern weiß: ein Zipfelchen Wurst, ein Gläschen Wein, ein Pfeifchen Tabak. Und gleichwohl: gerade dort, wo der Verfasser besonders dick aufträgt, wo er sich in heftigsten Anklagen gegen den bulgarischen Volkscharakter wendet, ist es die Liebe zu ihm und der Ernst des glühenden Patrioten,

der spricht. Und wir, denen auf den ersten Blick mancherlei wohl fremd und unverständlich war, können nicht anders, als uns ihm anschließen und dieses junge, ungestüme und urwüchsige Volk ein wenig gern zu haben.

Wo aber solcherlei Sympathie entsteht, ist die Achtung nicht fern. Ich spreche von der bulgarischen Armee.

Wer einmal Zeuge des Requiems am Vorabend zur Großen Parade des Heiligen Georgstages am 6. Mai war, weiß, was gemeint ist. Wenn sich auf dem großen, fast völlig dunklen Platz vor dem Königlichen Schlosse die ganze Bevölkerung und die langen Reihen helmentblößter bulgarischer Regimenter zusammen mit ihrem Zaren in feierlichem, langem Schweigen auf den Erdboden kniend niederlassen, kann kein Zweifel sein über den Ernst, mit dem dies Volk eins zu sein scheint mit seinem Soldatentum.

Es kann noch viel weniger Zweifel darüber sein, wenn anderntags die Formationen aller Waffengattungen am bulgarischen Zaren vorüberdröhnen, mit jenem uralten asiatischen „Hurra", das von jeher, von bulgarischen Kehlen ausgestoßen, das Blut der Feinde erstarren ließ. Der Zahl nach ist es eine geringere, dem Geiste nach uns ähnliche Wehrkraft: Infanterie mit Maschinengewehren, Reiterschwadronen, verwegen, wild und beweglich wie die Scharen der Sarmaten, die Reihen der Flakgeschütze, der Train, die Brieftaubenschwärme, die emporflattern in den azurnen Himmel, auf dem ihre ernsten großen Brüder einherziehen: die ersten Geschwader der jungen bulgarischen Luftwaffe.

Der deutsche Zuschauer aber, der weiß, daß es Kruppstahl aus Essen ist, was dort vorüberdröhnt, wünscht seinem und dem anderen Volke mehr als nur die Brüderschaft, die man die der Waffen nennt. Er wünscht ihnen den Frieden und eine Kenntnis und die Liebe desjenigen, in das die Kräfte der Völker immer wieder aufs neue säen und aus dessen Boden sie immer wieder aufs neue ernten: die eigene Heimat.

DIE BILDER

Hirte aus Zaraphowo (Südbulgarien) · S. 53

Bauernhaus aus Südbulgarien · S. 54

Bäuerin aus dem „Rosental“ · S. 55

Bauer · S. 56

Frühling im Rilatal · S. 57

Bulgarische Jugend · S. 58

Zar Boris III. bei der Parade des 6. Mai (St. Georgstag) · S. 59

Kathedrale Alexander Newski, Sofia · S. 60

Zar Boris und Zaritza Joanna während des Tedeums am St. Georgstag (6. Mai) · S. 61

Altar der Kathedrale Alexander Newski, Sofia · S. 62

Bulgarischer Student · S. 63

Umzug am Kyrill- und Methoditag (Tirnowo) · S. 64

Bulgarische Gymnasiastin aus Tirnowo · S. 65

Bauer aus dem „Rosental“ · S. 66

Im „Zigeunerkabarett“, Sofia · S. 67

Isker-Durchbruch · S. 68

Belogradtschik · S. 69—72

Pferdejunge aus Sveti Konstantin (Schwarzes Meer) · S. 73

Hirte mit dem Dudelsack (Rilatal) · S. 74

„Ratschinitza“ in Stakowtzi (Nordwestbulgarien) · S. 75

Bäuerin mit Spindel, Oreschetz (Nordwestbulgarien) · S. 76

Quartett im Wirtshaus zu Stakowtzi (Nordwestbulgarien) · S. 77

Junges Mädchen aus Belogradtschik · S. 78

Alles Hundertjährige! · S. 79

Bauer aus dem „Rosental“ · S. 80

Rilski-Monastir · S. 81

Mönch aus dem Rilski-Monastir · S. 82

Klosterkirche (Rilski-Monastir) · S. 83

Rilski-Monastir · S. 84, 85

Ostermesse im Rilski-Monastir · S. 86

Fresko im Rilski-Monastir · S. 87

„Poklonenje" (Brüderkuß), Rilski-Monastir · S. 88

In Hissara · S. 89

Idyll aus der Moschee in Schumen · S. 90

Moschee in Schumen mit Hodschaschülern · S. 91

Messemwria · S. 92, 93

Alte byzantinische Kirche in Messemwria · S. 94, 95

Messemwria · S. 96

Römerkastell auf Messemwria · S. 97

In den „Salzgärten" von Anchialo · S. 98

Anchialo · S. 99

Brotbacken in einem Gagausendorf (Nordostbulgarien) · S. 100

Batschkowo-Monastir · S. 101

Aladja-Monastir (Schwarzes Meer) · S. 102

Igumen (Abt) des Preobrajenski-Monastir (bei Tirnowo) · S. 103

Nonnen aus dem Frauenkloster zu Arbanassy (bei Tirnowo) · S. 104

Tirnowo · S. 105

Aus dem alten Viertel in Plowdiv (Philippopel) · S. 106

Plowdiv · S. 107

Kleine Bulgarin in Tracht, Burgas · S. 108

Marktplatz in Karlowo · S. 109

Aus der Rosenversuchsanstalt in Karlowo · S. 110

Rosenernte... · S. 111

Auf dem „Dienstbotenmarkt" in Sofia · S. 112

Töpfe, Töpfe... (Hissara) · S. 113

Bauer aus der Umgegend von Karlowo · S. 114

Knoblauch... · S. 115

Alter Schäfer zu Füßen der Witoscha bei Sofia · S. 116

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Hirte aus
Zaraphowo
(Südbulgarien)

Bauernhaus aus Südbulgarien

Bäuerin
aus dem
„Rosental“

Bauer

Frühling
im Rilatal

Bulgarische Jugend

Zar Boris III. bei der Parade des 6. Mai (St. Georgstag)

Kathedrale
Alexander
Newski, Sofia

Zar Boris und
Zaritza Joanna
während
des Tedeums
am St. Georgstag
(6. Mai)

Altar der
Kathedrale
Alexander
Newski, Sofia

Bulgarischer Student

Umzug am Kyrill- und Methoditag (Tirnowo)

Bulgarische
Gymnasiastin
aus Tirnowo

Bauer aus
dem „Rosent

Im „Zigeunerkabarett", Sofia

Isker-
Durchbruch

Belogradtschik

Belogradtschik

Belogradtschik

Belogradtschik

Pferdejunge
aus Sveti
Konstantin
(Schwarzes
Meer)

Hirte mit dem Dudelsack (Rilatal)

„Ratschinitza“ in Stakowtzi (Nordwestbulgarien)

Bäuerin mit Spindel, Oreschetz (Nordwestbulgarien)

Quartett im Wirtshaus zu Stakowtzi (Nordwestbulgarien)

Junges Mädchen
aus
Belogradtschik

Alles Hundertjährige!

Bauer
aus dem
„Rosental“

Rilski-
Monastir

Mönch
aus dem
Rilski-
Monastir

Klosterkirche
(Rilski-
Monastir)

Rilski-Monastir

Rilski-
Monastir

Ostermesse im Rilski-Monastir

Fresko im Rilski-Monastir

„Poklonenje“ (Brüderkuß), Rilski-Monastir

In Hissara

Idyll aus der Moschee in Schumen

Moschee
in Schumen
mit Hodscha-
schülern

Messemwria

Messemwria

Alte byzantinische Kirche in Messemwria

Alte byzantinische Kirche in Messemwria

Messemwria

Römerkastell
auf
Messemwria

In den „Salzgärten“ von Anchialo

Anchialo

Brotbacken in einem Gagausendorf (Nordostbulgarien)

Batschkowo-
Monastir

Aladja-Monastir (Schwarzes Meer)

Igumen(Abt)des
Preobrajenski-
Monastir
(bei Tirnowo)

Nonnen
aus dem
Frauenkloster
zu Arbanassy
(bei Tirnowo)

Tirnowo

Aus dem alten Viertel in Plowdiv (Philippopel)

Plowdiv

Kleine
Bulgarin
in Tracht,
Burgas

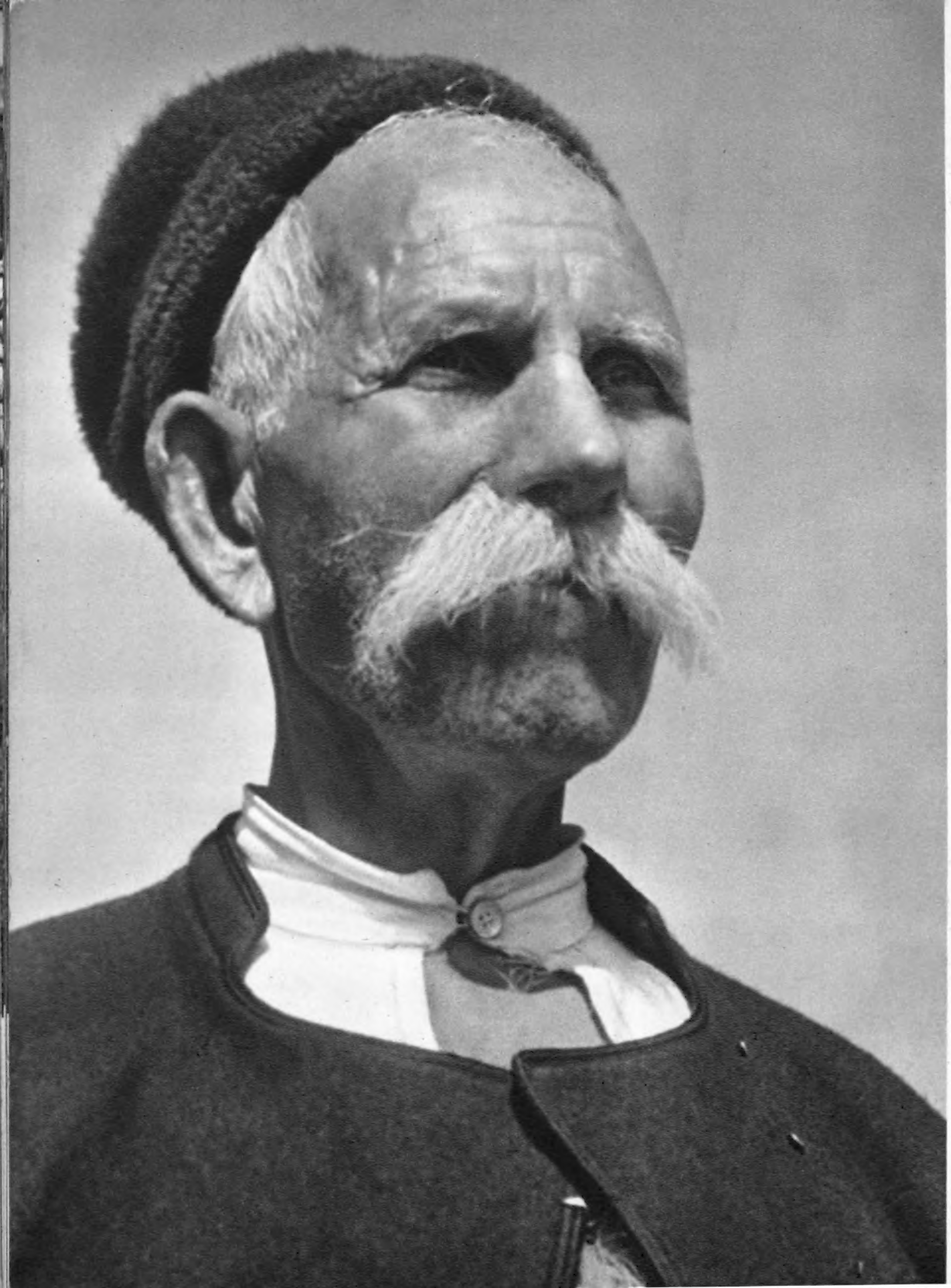
Marktplatz in Karlowo

Aus der Rosenversuchsanstalt in Karlowo

Rosenernte...

Auf dem „Dienstbotenmarkt“ in Sofia

Töpfe, Töpfe...
(Hissarn)



Bauer aus der
Umgegend
von Karlowo

Knoblauch...

Alter Schäfer zu Füßen der Witoscha bei Sofia